

800 Jahre Neustadt am Rügenberge

War die Gründung eine Wirkung der Brakteaten?
Und: Kann die Betrachtung der Brakteaten
uns bei der Klärung unserer heutigen Währungs- und Finanzproblemen
helfen?

„Die Brakteaten“,
ein Text geschrieben im Dezember 1979
als Impulspapier für die Suche nach der Antwort auf die Fragen im Titel im Jahr 2015.

Von Tristan Abromeit

www.tristan-abromeit.de

Mit einem aktuellen Vorspann ins Netz gestellt im Dezember 2014

Text 133.2.1

Quellen zum Thema Ökonomie
in der Zeit der Brakteaten

Links / Texte / Auszüge

Hier:

Das Hochmittelalters – ein Geschenk des Geldwesens

Von Hans Weitkamp

Fortsetzung von: [Text 133.0](#) , [Text 133.1](#) und [Text 133.2](#)

[Text 133.3](#) enthält:

Beiträge zum Thema Umlaufsicherung des Geldes in der Gegenwart
Von Eckehard Behrens, Felix Fuders, Dirk Löhr, Andreas Bangemann

Hans Weitkamp

Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens



HMZ-Verlag, CH-3652 Hilterfingen

Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens



Hans Weitkamp

**Das Hochmittelalter –
ein Geschenk
des Geldwesens**

Dr. Hans Weitkamp

Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens

Dr. Hans Weitkamp

Motto:

Geldflüssigkeit ist nicht alles,
aber ohne sie wird
alles andere zu nichts.

HMZ-Verlag, Hilterfingen

Verzeichnis der Abbildungen

Jährliche Golderzeugung.....	20
Golderzeugung der Erde.....	22
Marco Polo.....	26
Secretum templi.....	39
Münzen Charles II.....	52
Brakteaten.....	63
Käsch-Note aus China.....	64
Münzen aus der Kreuzfahrerzeit.....	74
Schatztruhe.....	110

Sonderdruck aus «Helvetische Münzenzeitung»
1983 / Seite 51–58, 1984 (7 Teile), 1985 / Seite 51–59

1. Auflage 1986:

HMZ-Verlag, CH-3652 Hilterfingen
Druck: Jost-Druck AG, CH-3626 Hünibach

2. Auflage 1988:

Eigenverlag Hans Weitkamp
D-8998 Lindenberg

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit.....	7
Es bereiten sich grosse Dinge vor.....	9
Vom Wesen des Geldes.....	17
Der Eintritt ins Hochmittelalter.....	27
Die Geheimnisse des Templer-Ordens.....	39
Die Renovatio in Deutschland und dem Osten.....	53
Die Blütezeit des hochmittelalterlichen China (Papiergeldzeit).....	65
Marco Polo aus Vendig bei Kublai Khan.....	75
Zeit der Arbeitslosigkeit, der Briganten, des Hungers und der Pest.....	85
Ein Nachwort.....	100
Zitat Vincent Vickers.....	109
Literatur.....	111

Zum Geleit

Der Kulturbeflissene achtet selten darauf, in welchem rechtlichen und wirtschaftlichen Umfeld sich das Leben der Philosophen und Künstler bewegt. Die vorliegende Arbeit zeigt, dass es auch Ausnahmen dieser Regel gibt. Und sie zeigt besonders, wie eng das kulturelle Leben mit der rechtlichen und wirtschaftlichen Ordnung verflochten zu sein scheint.

Es leuchtet ein, dass die von Menschen gesetzte Rechtsordnung auf das Leben einwirkt. Weniger gesehen wird dagegen, dass die auf die Wirtschaft wirkenden Kräfte von den rein menschlichen Einrichtungen so abhängig sind, dass es – je nachdem – zu wirtschaftlichem Wohlstand oder Niedergang kommt oder kommen muss. Die Numismatiker sehen z.B. nur den künstlerischen und historischen Wert einer Münze, aber meistens nicht, was so eine Münze in ihrem Lauf durch die Wirtschaft alles in Gang gesetzt und gehalten hat – sofern man sie nicht in die Spartruhe tat.

Wovon sollten auch die Kirche oder der Künstler leben, wenn es nicht genügend Menschen oder bare Münzen gäbe, um deren Tätigkeit zu bezahlen.

Die Bedeutung des Übergangs von der Münze zum Papiergeld im Hochmittelalter ist ganz gewiss eine Fundgrube für Ökonomen und Historiker, die die Auswirkungen der Geldtechnik auf den Gang der Wirtschaft und der Weltgeschichte bisher kaum beachtet haben; dieser Übergang ist sicher eines der bedeutendsten Kapitel der «monetären Geschichtsbetrachtung», das bisher all zu stiefmütterlich behandelt wurde. Ist es doch nicht zuletzt gerade diese Zeit, die der «montären Geschichtsbetrachtung» ihre Berechtigung verleiht. Wer von all den berühmten Ökonomen und Historikern hat schon geahnt und erkannt, dass der «rätselhafte Völkerfrühling» im Hochmittelalter etwas mit der Umstellung der Geldtechnik zu tun haben könnte? Wer von ihnen – und von den Numismatikern – hat schon die Bedeutung von «Noli thesaurari» erkannt, wie es auf einer Münze des Kirchenstaates einmal hiess. Hier ist vieles in Vergessenheit geraten, ganz zu schweigen von der Blütezeit des hochmittelalterlichen China, die ja nicht zufällig eine Papiergeldzeit war.

Alles, was man von den Papiergeldzeiten behalten hat, scheint nur der Missbrauch der Papiergeldtechnik zu sein, wie er ja auch heute noch in allen Ländern mit Geldentwertung mehr oder weniger betrieben wird (das kriegführende Israel hat eine Inflationsrate von rund 400% heute), obgleich doch erst die Papiergeldtechnik die Möglichkeit bot, ein stabiles Geld zu schaffen, das den Sparer nicht mehr betrügt. Das aber wären schon Erkenntnisse, die die Geldtechniker von heute aus der vorliegenden Arbeit zu ziehen hätten, wenn sie sich nur die Zeit nähmen, die Geldtechnik des Hochmittelalters und ihre Auswirkungen etwas genauer zu studieren. Hierzu liefert das vorliegende Buch einen verdienstvollen Beitrag.

Porta Westfalica, Herbst 1985

Elimar Rosenbohm

Dipl. Sozialwirt

(Vormals bei der Volkswirtschaftlichen
Abteilung der Landeszentralbank,
Hannover)

Es bereiten sich grosse Dinge vor

Die neue französische Geschichtswissenschaft ist in unserem Verständnis «Volksgeschichtsschreibung». Sie beabsichtigt nicht, weiterhin dynastische oder Herrschaftsgeschichte zu beschreiben. Man könnte sie auch «stille» Geschichte nennen, denn ihr geht es «um die langfristigen ökonomischen, sozialen und demographischen Veränderungen, um die Rekonstruktion des Alltags und der Geisteshaltungen jener Überzahl von Menschen, deren Stimme sich in den Dokumenten nicht erhalten hat».

Diese geschichtliche Sehweise ist dabei gar nicht einmal so ganz neuartig, denn schon Justus Möser, der Osnabrücker Staatsmann und Geschichtsschreiber, Freund Herders und Goethes, versuchte sich in ihr schon vor rund zweihundert Jahren in seinen «Patriotischen Phantasien» und «Zur Osnabrückischen Geschichte».

Marx und Engels griffen gewiss auch diesen Bezug auf, fanden aber im Kreise der Gelehrten und Schulmänner kein durchschlagendes Echo, da ihre Tendenz eben nicht gefiel, sondern durchfiel.

Auch die Schulbücher der letzten hundert Jahre fanden eigentlich trotz der beiden Weltkriege keine entschieden neue Darstellungsweise. Skurilerweise hörte auch in der Weimarer Republik die «alte» Geschichtsschreibung nicht auf; eine «Neue Geschichte» oder auch nur eine «Junge Geschichte» wagte nicht, «frei ihr Haupt zu erheben». Vielleicht fehlte der Neuen Geschichte ein wirklich neues «Beweg», um sich durchsetzen zu können. Mit den grossen Währungswirren und Umstellungen aber gewann nach dem zweiten Weltkriege allgemein der Eindruck Raum, dass in der Geschichte — jedenfalls der neusten Zeit — ein anderes bewegendes Moment das dynastische Geschehen nun endlich an den Rand rücken und sogar aus der Bildfläche herausschieben sollte: das Wirtschaftliche.

Schon Moltke soll nach dem siebziger Kriege prophezeit haben, dass dieser sein Hohenzollern-Krieg der letzte dynastische Krieg überhaupt gewesen sei, und dass nun nur noch Wirtschaftskriege zu erwarten und möglich seien. Imperialismus als Streben von Herrscherhäusern — zur Erweiterung und Abrundung von Territorien — schien in der Tat einer nüchternen Wirtschaftspolitik zu weichen: der Eroberung von Rohstoffvorkommen, von Erdölquellen, Kupfer- und Edelmetall-Minen.

Aber nicht nur die materiellen Wirtschaftsgüter waren es, die einen weltweiten Krieg anregten, sondern auch die Sicherung von vermittelten Finanzanleihen und die von Zinsansprüchen. Ja sogar die weitere Beteiligung an der internationalen Goldwährung soll — für den Hitlerkrieg — ein unabdingbares Kriegsziel der Westmächte gewesen sein. Die Rückkehr zur Goldwährung soll ein wichtiger Punkt der englischen Friedensvorschläge gewesen sein, die Churchill nach dem Polenfeldzug unterbreiten liess.

Beim Durchdenken von Geschichtlichen Entwicklungen unter dem Gesichtspunkt der Währungsentwicklungen tauchte nach dem zweiten und auch schon nach dem ersten Weltkriege die Frage auf, in wieweit etwa die monetäre Versorgung in Zusammenhang stehe mit der gesamten wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung eines Landes. Wie könnte sich dieses Geschehen auf das wirtschaftliche Auf und Ab, auf Blüte und Niedergang, auf Krieg und Frieden auswirken?

Damit war eigentlich die wichtigste Fragestellung einer «Neuen» Geschichte, die einer «Monetären» Geschichtsauffassung oder -Erklärung, gestellt.

Die Fragestellung verschob sich gewissermassen von der Frage nach den Rohstoffquellen der Edelmetalle zu der Fragestellung hin: wie wirkt sich eigentlich die rechte oder die Unterversorgung mit Geld auf die Geschichte aus? Der Begriff «Monetäre Geschichtserklärung» rührt meiner Erinnerung nach von dem neoliberalen Soziologen Wilhelm Röpke her. Auch Irving Fisher und Alexander Rüstow forderten m.W. die Durchleuchtung der Geschichtstatsachen nach Gesichtspunkten der Geldversorgung. Welch einen Einfluss hat der Zufluss, der Abzug und die «stetige» Versorgung mit Tauschmitteln auf die allgemeine kulturelle Entwicklung einer Gesellschaft? Das war die Frage, die interessierte. Bestand hier ein ursächlicher Zusammenhang?

Werner Sombart äusserte bereits (Die Juden und das Wirtschaftsleben): «Mir ist keine wirtschaftliche Blüte bekannt, die nicht durch einen grossen Geldzufluss eingeleitet worden wäre». F.W. Freytag, der Gewinner eines Preisausschreibens der Universität St. Andrews, folgert aus seinen Studien sogar (zit. bei F. Schwarz, «Segen und Fluch d. Geldes», Bd. I, 5), dass die «Geschichte der Menschheit die Geschichte ihres Geldes sei». Und wie er das meint, beschreibt der deutsche Metallurg und Vorgesichtsforscher Heinrich Quiring (Gesch. des Goldes, 1948): «Der Kulturzyklus ist nicht, wie Spengler behauptet hat, allein der ‚Logik der Zeit‘, organischen schicksalhaften Notwendigkeiten unterworfen, sondern auch der ‚Logik des Raumes‘, der Kausalität. Kunstsinne und Kunstschaffen bedürfen ebenso wie Erfindungs- und Forschergeist eines belebenden materiellen Impulses...».

«Es scheint, als ob man dem Golde für den kulturellen Hoch- und Tiefgang eine Rolle nicht nur als Indikator, sondern auch als Rektor (Lenker und Anreger, hw) zusprechen muss. So hat sich für die Kulturblüte der Neuzeit gezeigt, dass sie durch einen starken Goldzustrom zur Entfaltung gebracht worden ist. Stets aber besteht die Beziehung, dass sich die kulturelle Blütezeit durch Goldzufluss, dagegen die Depression im Kulturzyklus durch Goldmangel auszeichnet».

Es dürfte klar sein, dass H. Quiring Gold als Geld meint, als Tauschmittel. Denn ein gehorteter Goldklumpen im Tresor oder ein goldner Abendmahlskelch im Sakramentshäuschen einer Kathedrale dürften in wirtschaftlicher Hinsicht ebenso belanglos sein wie die in Fort Knox beerdigten Goldbarren oder die Nuggets im Flussande. So folgert Quiring mit Recht: «Der Goldzyklus als weltwirtschaftlicher Ablauf ist dem Kulturzyklus *übergeordnet*! Der Goldreichtum wirkt als Antrieb. Er reisst junge Kulturen rascher empor. Goldmangel beschleunigt den Kulturabstieg, verlangsamt den Aufstieg. Fehlt es an Gold, so wachsen einfache, ursprüngliche Kulturen. Strömt dagegen in einem

goldenen Zeitalter Gold ins Land, so entstehen Hochkulturen, mögen sie auch treibhausartig aussehen».

«Diese Verknüpfungen haben es ermöglicht, fast möchte man sagen diese Gesetzmässigkeiten, erkennbare Konjunktur- und Kulturschwankungen vorgeschichtlicher Perioden zu synchronisieren, sodass vergleichende Zeittafeln für die Kupfer- und Bronzezeit aufgestellt werden konnten» (H. Qu., 1941, vgl. dazu auch die Kurve von H. Quiring!). Da es sich bei dieser Ableitung, wie gesagt um Gesetzmässigkeiten der Edelmetallgeldfülle oder eines Mangels handelt, so gilt diese Gesetzmässigkeit durchaus wie für das Gold, ebenso auch für das Silber.

Alexander der Grosse wurde dadurch der «Grosse», dass er, beraten von seinen griechischen Wissenschaftlern, das eroberte Edelmetall (der Perserkönig hatte alle einkommenden Steuern in Barren umgeschmolzen und so in Horten gelagert) sogleich wieder ausmünzen liess. Er löhnte seine Soldaten königlich und bewirkte durch Bauvorhaben und andere Massnahmen, dass die Münzen sofort in den Tauschverkehr einflossen und die Preise antrieben (Initial-Inflation), worauf immer auch eine allgemeine Entthorung der Haushalte usw. einzusetzen pflegt. Nach Schätzungen brachte er (telos 1972/338) die gewonnenen Edelmetallmengen von etwa 6 Milliarden DM sogleich wieder in den Verkehr. Seine Soldaten bekamen pünktlich und sehr reichlich Lohnung, konnten also alles kaufen und hatten es nicht nötig, zu plündern und die jeweilige Bevölkerung zu vergrämen. So galt Alexander überall als ein milder und verehrenswerter Herrscher. Er hinterliess eine blühende Wirtschaft und friedliche Hinterländer.

Auch die Versorgung mit Papiergeld macht begrifflicherweise und grundsätzlich keine Ausnahme von den monetären Regeln, wie sie H. Quiring für das Gold aufstellte. So ist etwa die frühe Papiergeldausgabe in China, wie sie Marco Polo im 14. Jahrhundert geschildert hat, keine Ausnahme von der Regel. Man kann es bei Marco nachlesen.

Steigende Geldfülle, naturgemäss in den Grenzen einer lediglich «initialen» und nicht galoppierenden Inflation, einer Geldflüssigkeit, nicht einer Geldblähe, erregt und belebt die Wirtschaft allgemein und günstig. Die Arbeitsteilung und die Spezialisierung nehmen zu, damit auch die Persönlichkeitsbildung und die Ich-Entfaltung.

Während die Edelmetallfunde nach Zufall und Geschick sich mehren oder schwinden, damit auch die kulturbildende Kraft «zufällt» oder entfällt, ein gleichsam natürlicher Mangel an Stetigkeit besteht, so ist es der Nachteil der Papiergeldversorgung, dass es schwer zu sein scheint (China nach Marco Polo, John Law, die Assignaten, die deutschen Inflationsgelder nach 1918 usw. sowie im gegenwärtigen «Zeitalter der Inflationen») das Optimum der Geldmenge zu finden und vor allem festzuhalten. Theoretisch ist das längst und durchaus möglich (Emissionsbestimmungen[!] bzw. -Begrenzungen). Man nennt das dann eine «Indexwährung». Aber in der Praxis scheint es sehr viel schwieriger zu sein, wie sich s.Zt. auch im mittelalterlichen China zeigte, als dieser Versuch so manchen Kopf eines Finanzministers gekostet hat, der den geforderten Stabilitätskurs nicht einhalten konnte oder wollte.

Betrachten wir unsere abendländische, unsere europäische Geschichte, insbesondere die des frühen und hohen Mittelalters, so waren wir bislang über diese «dunklen Jahrhunderte» schlecht informiert. Das hat sich nun durch das inhaltsschwere Buch von Georges Duby (Krieger und Bauern, Syndikat, Frkf. 1977) entschieden geändert. Duby erhellt und belichtet die dunklen Jahrhunderte in seiner «Nouvelle Histoire». Zieht er auch insbesondere französische Quellen heran, so wird doch auch unser Wissen über die Zeit um und nach Karl, dem grossen Franken, heller und klarer.

Von 700 bis 1095, dem Beginn des ersten Kreuzzuges, finden wir ein klares Entwicklungsbild einer aufsteigenden und blühenden Kultur. Es wird endlich befriedigend erklärt, was das Grossartige an jenem Frankenkaiser war. In ihm wirkte mehr als der Ehrgeiz, «ein grosser Städteplünderer» zu werden, wie es Homer von einem seiner Helden berichtet. Man möchte fast sagen, dass Duby ein Bild zeichnet, das Karl eher einem verbissenen Preussen ähneln lässt, der zäh und stur versucht, seinem Lande, seinem Europa und Franzien, ein erster Diener zu werden. Offenbar hat sich Karl am Vorbilde der von ihm hochverehrten römischen Kaiser orientiert: er wollte seinen Ländern einen endlich dauernden Frieden und feste Ordnungen schenken. Sein Einfluss reichte nämlich inzwischen von Süditalien bis zur Nordsee und von der Weser bis zu den Pyrenäen. Die Feinde waren eigentlich alle niedergeworfen und ohne drohende Nachbarschaften war Raum geworden für eine echte und langdauernde Friedensarbeit.

Karl war ein von Pfalz zu Pfalz reisender, rastloser Mann des «Überall-zugleich!» Tüchtige und verlässliche Statthalter liess er auf den Pfalzen zu seiner Stellvertretung zurück. Sie besaßen klare und genaue rechtliche Anweisungen, wie zu verfahren sei. Nach dem Vorbilde seiner römischen Gewährsmänner war Karls erstes Anliegen, Handel und Wandel so zu gestalten und zu festigen, dass die verlassenen Ackerstellen und die menschenleeren Dörfer wieder fruchttragendes, menschenwimmelndes Quellgebiet eines bleibenden Wohlstandes werden könnten. Duby zeichnet das alles genau nach. Er macht deutlich, wie der Bestand nach Roms Untergang ausschaute. Karl gab aber nicht nur den Frieden, sondern auch die Ordnungen, die diesen Frieden ausfüllen sollten und fruchtbar machen mussten. Ausgestattet mit dem überreichen Awarenschatz vermochte er ein klar bestimmtes Silbergeld ausprägen zu lassen. Das geschah zunächst an seinen Pfalzen. Er verstand auch, an diese und unter seinem persönlichen Schutz die Fernkaufleute zu gewöhnen und heranzuziehen, sodass er gleichsam über diese auch die gemünzten Gelder in Umlauf bringen konnte.

Zu seiner Geldordnung ist zu sagen, dass er auf die Münzordnung der alten römischen Kaiser zurückgriff. *Er schuf den Denar neu.* Und zwar liess auch er aus dem Pfunde, der Mark Silber (ca. 370 g), 240 Denarii ausmünzen. Der Denar entsprach etwa 32 Gran, d.h. dem Gewicht (2 g) von 32 Weizenkörnern.

Eine Grossmünze zum Gewichte von 12 Denaren hatte er geplant, aber liess es zunächst, mangels edler Metalle, sie ausprägen. Er beliess es bei der Rechenheit. Erst kurz nach dem ersten Kreuzzuge hatte sich der Metallbestand so vermehrt, dass in Tours dieser «Grossus» oder Schilling (= 12 Denare) als der berühmt werdende «Tournois» geschlagen werden konnte. Er entsprach dem englischen Schilling zu 12 Penny.

Wenig beachtet, aber von grösster Wichtigkeit, waren zwei weitere Vorschriften der Münzordnung Karls: Erstens war bei einem neuen Regenten das alte Geld ungültig zu erklären und es war *verboten*, es weiter zu benutzen, zweitens aber waren die alten Münzen gegen einen Schlagschatz, also eine Umtauschsteuer, gegen neue einzutauschen. Da der Herrscherwechsel bei der frühen Sterblichkeit jener Zeiten verhältnismässig oft erfolgte, wirkten sich diese Vorschriften — wenn sie eingehalten wurden! — wie eine gelinde, vorbeugende Enthortungsmassnahme und auf eine geregelte Umlaufgeschwindigkeit aus. Der Sachsenspiegel hält (1220) diese Regelung mit den Worten fest «penninge schall me neuyen, als ein neye Herre kumpt» (Pfenninge soll man erneuern, wenn ein neuer Herr kommt). Übrigens sollte diese Regelung später bei Wichmanns Brakteaten, und den Stauffer-Brakteaten überhaupt, eine bedeutsame Rolle spielen: *Renovatio monetarum!*

Auf Goldmünzen hat Karl verzichtet, sie wurden erst später, nach seinem Ableben durch Beute-Gold (?) möglich, das aus maurischen Quellen stammte. In wenigen Jahrzehnten wirkte sich Karls Ordnung segensreich aus. Eine tüchtige und getreue Beamtenschar aus Rittern und Klerikern wirkte zunächst dazu mit.

Georges Duby beschränkt sich, wie gesagt, auf die Schilderung der Jahre von etwa 700 bis 1080. Verfügt man nur über einen kleinen Schatz monetärer Kenntnisse und kennt die geldeigenen Umlaufregeln, wie sie eigentlich der menschlichen Psychologie entsprechen, so versteht man leicht die deutlichen Auslassungen Dubys. (148) «Als unmittelbar antreibendes Element dieses Wohlstandes (!) (im besonderen nach der teilweisen Rückeroberung spanischer Lande aus der Hand der Mauren, hw) wirkte die lebhafteste Geldzirkulation...» oder anders ausgedrückt «die wachsende Mobilität der Reichtümer», d.h. aber doch die *Bargeldfülle* und die sicherlich *steigende Umschlagshäufigkeit* der flüssigen Gelder. Die daraus sich ergebende leichte, aber deutliche Preissteigerung (Initial-Inflation) führte und verlockte zur Enthortung verschwiegener oder vergrabener Edelmetallschätze.» (165) «In ihren Berichten über die Verschönerung der religiösen Bauten sprechen die Chronisten häufig über Wunder, die sich in diesem Zusammenhang ereigneten, die Wunder der Entdeckung und der sofortigen Verwendungs eines versteckten Schatzes...»

«Als der Bischof (von Orléans) und all die Seinen eifrig auf eine herrliche und baldige Vollendung des begonnenen Werkes drängten, segnete Gott ihn mit einem sichtbaren Zeichen der Ermutigung. Eines Tages untersuchten die Maurer die Haltbarkeit des Bodens, um einen geeigneten Ort für die Grundsteine der Basilika herauszufinden, als sie plötzlich eine riesige (!) Menge Gold entdeckten. Sie erschien ihnen reichlich genug, um das gesamte Bauwerk der Basilika trotz ihrer Grösse zu erneuern... Auf diese Weise konnten nicht nur die Gebäude der Kathedrale, sondern ausserdem noch die anderen verfallenen Kirchen der gleichen Stadt... neu aufgebaut und schöner ausgestattet werden als zuvor...»

Die Entlohnung der Arbeiter aller Berufe in barem Geld, den denarii, war nun möglich geworden und beschleunigte ihrerseits wieder die Mobilisierung der Edelmetalle, die sich eben im Laufe der ungewissen Zeiten «in den Schatzkammern und Truhen der Heiligtümer und den Herrenhäusern der Grossen angesammelt hatten» (164).

Die in Pavia in Konkurrenz zu Rom ausgeprägten denarii (155) bildeten nach dem Jahre 1000... «in ganz Norditalien die Basis für eine kontinuierliche Expansion der Geldwirtschaft». Und allgemein galt: (190) «so nahm das Geld eine immer entscheidendere Rolle (!) ein», während ja vordem die primitive Tauschwirtschaft — seit dem Untergange des römischen Reiches — jeder Höherentwicklung von vornherein den Garaus machte. Und schliesslich, so hören wir: (262) «Von nun an sollten sich die Kräfte des Fortschritts auf dem ganzen Kontinent auf die Geldzirkulation stützen».

Das also war Karls Grosstat gewesen: Frieden, Handelsschutz und feste Währungsordnung. Darauf hatte das ganze europäische Land gewartet wie ein dürstendes Land auf den endlichen Regen.

Schon die Gewohnheit dieser friedlichen Ordnung erhielt die Münzen im Umlauf, die gelinde Preissteigerung und Vermehrung der Münzmetalle erhielt diesen Trend.

Die Geldflüssigkeit machte die merkantile, die handelsbewegende und kulturhebende Kraft allerwärts deutlich. Das Leben wurde reger und erfreulicher. Sogar die Pilgerreisen ins Heilige Land, mindestens aber nach Santiago di Compostella (in Galizien, Nordspanien) wurden wieder aufgenommen. «Auch sie bewirkten eine Mobilisation der Reichtümer und eine Belebung der Geldzirkulation im Einzugsbereich der Strassen» (238).

Fortschrittliches Handwerkszeug konnten sich die Bauern nun schmieden lassen, sie bezahlten bar! Sogar der Schriftgebrauch unter den kleinen Leuten nahm zu. Man verkaufte in die Städte und an die Klöster gegen bares Geld. Die Bauern waren sogar im Stande und konnten sich Land zukaufen. An der Geschichte einer gewissen Familie können wir die Etappen des sozialen Aufstiegs genau verfolgen: «Im Jahre 987 war der Vorfahr... ein Grossbauer, der zwei Paar Ochsen und sieben Mutterschafe besass; ... dieser Mann begann im Laufe der Zeit eine Vermögenspolitik, die auf dem Erwerb unbeweglicher Güter beruhte und von seinen Erben fortgesetzt wurde. In den zwanziger Jahren des 11. Jahrhunderts weisen zahlreiche Merkmale auf den sozialen Aufstieg seiner Nachkommen hin. So etwa der Besitz eines Steinhauses, die Teilnahme an Wallfahrten nach Santiago..., gelungene Einheiraten in die oberen Schichten der Aristokratie und schliesslich der Luxus der Frauen... Im Jahre 1053 wurde eine Tochter dieses Hauses mit einer Mitgift von 25 Goldunzen und die andere sowohl in Kleidern als auch in anderen beweglichen Gütern mit 40 Goldunzen, d.h. im Wert von vier Kriegspferden ausgestattet. Auf diese Weise gelang es Aufsteigern... in die Gruppe der Richter aufgenommen zu werden... die ihren Wohnsitz in der Stadt hatten...»

Die Bewusstheit und Kenntnisse der Bedeutung der Geldflüssigkeit für das allgemeine Wohlergehen war so verbreitet, dass viele Kirchentrüben und Burgkeller ihren gehorteten Reichtum herausgaben, schon um an der allgemeinen Handelsbelebung teilzuhaben. Man bewog ausserdem die Angehörigen von Verstorbenen, diesen keinen Edelmetallschmuck mit in die Grube zu geben, sondern ihn der Kirche zu übergeben, damit diese für das Seelenheil geeigneteren Gebrauch davon machen könne.

Lieferte nun auch der Rammelsberg im Harz Silbermetall ins Frankenreich, die italienischen Städte aus dem Handel mit Arabern usw. ebenso Silber und

Gold, das sich vermünzen liess, so wurde doch auch durch die Geldausweitung der Bedarf nach Tauschmitteln immer noch grösser, zumal auch die Bevölkerung einen gewaltigen Zuwachs bekommen hatte. Es war dabei der Aufschwung kaum durchzuhalten, die Zahlungsmittel reichten einfach nicht aus. Einige Münzherren begannen bereits heimlich die Metalle der Münzen zu strecken, diese selber aber untergewichtig zu machen. Damit begannen sich nun bereits Wolken am Horizonte zu formieren, die auf eine mögliche Stagnation hindeuten konnten. Dazu wurden die zahlreicher werdenden Rittersöhne aufmüpfig, sie waren sozusagen arbeitslos und begingen ihre Tage mit Raufereien und Zweikämpfen, die zum Teil ernste Folgen und Unmut der Behörden brachten.

Da war es eine geeignete und geschickte Ablenkung für diese Unruhigen, als es gelang, diesen unmutigen Jugendlichen die Befreiung des Heiligen Landes schmackhaft zu machen. Dabei konnte man ihnen sogar erobertes Land zu eigen versprechen, von der Kriegsbeute und dem Ruhm abgesehen. «Dieux le volt! Gott will es!», das ward hier zum zündenden Losungswort. Der erste Kreuzzug ward unternommen, und er gelang auch mit einigem Erfolg. Das gab wenigstens für kurze Zeit eine deutliche Entlastung.

In Marseille wurden später Schiffsladungen von Beute und Schätzen ausgeladen. In Tours konnte man den Grossus ausmünzen, man konnte zahlreiche Kathedralen der französischen Gotik beginnen und sogar teilweise vollenden. (182) «Bei den mondänen Hofversammlungen wurden... die aus dem Orient mitgebrachten Schätze zur Schau gestellt.»

Und doch fehlte es — bei dieser Bevölkerungszunahme und der entsprechenden Warenerzeugung — immer öfter an Tauschmitteln! Der Luxus machte sich breit und verwandelte Edelmetalle statt in Münzen in protzigen Schmuck. Es fehlten dann sozusagen die Karren im Tauschverkehr, mit denen die Waren vom Erzeuger zum Verbraucher gekarrt werden konnten. Viel genutzte Münzen gehen zudem in spätestens hundert Jahren durch Verschleiss oder Verlust völlig ab. Die Münzherren begannen zu pfuschen und zu fälschen. «In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wogen die Münzen von Lucca und Pisa dreimal weniger als zur Zeit Karls!»

Und nun folgt ein denkwürdiger Satz, der augenscheinlich dem französischen Forscher, der in seinem Heimatlande keine Brakteaten kennenlernen konnte — an der Rheingrenze machte diese Münze der Stauferzeit merkwürdigerweise halt — entschlüpft: «In Deutschland wurden diese Münzen so dünn, dass sie nur noch einseitig geprägt werden konnten». Und (265) «Wohl meist aus Habsucht — denn in ihren (der Fürsten) Händen war die Münzprägung das gewinnträchtigste Gewerbemonopol der Zeit — passten die Inhaber der Staatsmacht das Geldwesen nach 1075 den Funktionen an, die es innerhalb einer in vollem Wachstum begriffenen bäuerlichen Welt erfüllen konnte. Die Entwertung der Münzen wirkte damals als kräftiger Antrieb auf die ökonomische Welt».

Aber, und das entgeht Duby: es knistert bereits im Gebälk! Es droht entweder eine galoppierende Inflation, oder es gibt einen Kreditschwund — ausgelöst durch ein Kriegsergebnis oder anderweitig bedingt — und schon verschwinden alle Münzen in die Horte und die Stagnation, und die Krise à la baisse ist da. Die

blühende Wirtschaft fällt der Lähmung anheim und bemüht sich kläglich, im Tauschverkehr Ware gegen Ware schwerfällig und mühselig einzulösen. «Schwärzestes Mittelalter» droht.

Das allerdings versteht der aus dem französischen Marxismus stammende Duby nicht ganz richtig. Es lässt die entwerteten Münzen zwar die ökonomische Vielfalt kraftvoll antreiben, vermisst dann aber für das beginnende 12. Jahrhundert stabilere wertvollere Zahlungsmittel, die eben gleichzeitig die Kreditwürdigkeit garantieren sollten, um vor einer uferlosen Entwertung des Geldes zu schützen. Aber das Schwindel- und Betrugsgeld war allzudeutlich bereits von 1,53 g am Ende des 11. Jahrhunderts auf 1,25 und letztlich auf 1,2 g (um 1200) erleichtert und verkleinert worden. 1123 liess Karl «der Gute» einen nur noch halbgewichtigen Denar – «für die Armen» herstellen. War das wirklich noch eine gute Tat des «Guten», oder war das nur der Fluch der bösen Tat, die das weitere Böse gesetzmässig nach sich zieht?

Und auch das – es kommt Kennern der Inflations-Zigarettenwährung nur zu bekannt vor – bleibt damals den Franzosen nicht erspart: «Sie bezogen sich daher auf andere Masseinheiten und verrechneten den Wert der Handelswaren nach dem Gewicht seltener bestimmter Produkte, manchmal dem des Pfeffers, meistens aber dem des ungeprägten Silbers» – so man hatte!

Frankreich, von den Geldern Karls des Grossen und den reichen allmählich wirkenden Edelmetallzuflüssen hochgehoben zu einem frühmittelalterlichen Kulturvolk, war infolge der inneren Spannungen und Währungsunregelmässigkeiten, für die sich keine organischen Lösungen finden wollten, infolge Münzverschlechterung und Kreditschwund am Ende einer Kulturepoche angelangt, es stand vor einer schweren, noch gar nicht bewusst gewordenen Krise. Es wird in einigen Jahren tief in die Stagnation und die abgrundtiefe Krise hineinsinken, in Unordnung und Räuberwirtschaft. Der hundertjährige Krieg, die Missernten, die Brigantenbanden und die Pest werden es in den Abgrund schleudern, fast ins Nichts zurück, aus dem es Karl der Grosse für nur wenige Jahrhunderte herausgeführt hatte.

Diese Krise, wiederum währungsbedingt – nur mit Negativ-Vorzeichen! – sollte einem weiteren Aufsatz vorbehalten bleiben. Gab Duby den guten Jahren ein helles Licht, so müsste nun dem Dunkel entgegengegangen werden. Kann auch dies Dunkel einmal aufgehellt werden? Das ist die Frage.

Vom Wesen des Geldes

Das Geld als Erfindung des Menschen

Niemand würde bezweifeln, dass das Rad eine der grossartigen Erfindungen der Menschheit sei; dass aber das Geld entschieden die grossartigste aller Erfindungen ist, das ist den meisten Menschen noch nie zu Bewusstsein gekommen.

Geld ist ebenso selbstverständlich, so scheint uns, wie der Regen, der mal fällt, mal aber auch aussetzt, so wie es der Himmel gibt. Aber das Geld ist eine Schöpfung des Menschen und es hat eine lange Geschichte, eine «Entwicklung» hinter sich gebracht. Es war zunächst voll jämmerlicher Anfangerscheinungen, aber es wuchs, vervollkommnete sich oder wurde vom Menschen während des Gebrauches vervollkommenet, und heute ist ein richtiges Geld«wesen» daraus geworden, wenngleich Geldforscher meinen, dass es wohl allenfalls eben in den «Flegeljahren» sei. Man hofft und arbeitet daran, ihm weiter fort zu helfen, auf dass es einmal, dermaleinst, ein reifes, ein alle befriedigendes «Gesellschaftswesen» werde, das seinen vielversprechenden Anlagen dann endlich genügt.

Das Wesen des Geldes

Geld war stets so «selbstverständlich», dass nur wenige Menschen, man kann sie fast an den Fingern abzählen, im Lauf der letzten 4000 Jahre sich darüber überhaupt gross Gedanken machten. Es gab den Edelmetallbergbau, es gab Techniken der Gewinnung von edlen Metallen aus Erzen, es gab Metallurgen, die geschickt waren im Schmelzen, im Scheiden der Metalle; ferner gab es kunstfertige Meister im Schlagen und Prägen von Edelmetallmünzen, schliesslich im Drucken von Papiergeld und Geldaustauschmitteln. Dazu gesellen sich die mit dem Geldverkehr befassten Bankfachleute, die Währungssachwalter und schliesslich die das alles beobachtenden und die Gesetzmässigkeiten aufspürenden und ordnenden Geldwissenschaftler, die «Monetaristen». Über das Wesen des Geldes dachten nur wenige wirklich nach.

Wesen und Gesetzmässigkeiten des Geldes

Diese klar zu sehen fällt uns allen besonders schwer, weil wir aufgrund mangelnder, einschlägiger Schulbildung weder vom Gelde noch vom Geld«wesen», noch von seiner Wichtigkeit oder Bedeutung tiefere Kenntnisse vermittelt bekamen. Wir benutzen zwar täglich Geld in Form von Münzen, von Scheinen oder Ersatzmitteln (Schecks, Wechseln usw.), machen uns aber äusserst selten Gedanken über die Entstehung der Tauschkraft oder von deren Wirkung, von der Entstehung der Wertbildung usw. Wie wir täglich Fahrzeuge aller Art einschliesslich der Verkehrsstrassen ganz selbstverständlich unbedenklich benutzen, so tun wir das auch mit unserem Gelde.

Wir leben in Mitteleuropa in Ländern, die bis zum Jahre 1000 noch zu vier Fünfteln Waldländer waren. Bedenken wir eigentlich, was das Verkehrsweisen, der Strassenbau — einschliesslich der Wegweiser — uns dazu verholpen haben, uns und unsere Waldländer zu entwickeln, auf dass wir uns nun im 100 km/h Tempo darin bewegen und zurecht finden? Das Geldwesen ist offenbar noch weniger «augenfällig» und viel «unberedter». Was Wunder, dass wir erst heute beginnen, uns darin besser auszukennen. Am Verkehrsweisen zeigen fast alle eine grosse Anteilnahme, am Geldwesen nur wenige; und unter den wenigen sind augenscheinlich sogar einige «Nutzniesser», die es besser finden für ihre Geschäfte, wenn auf diesem Gebiete der Nebel sich möglichst gar nicht lichtet, solange sie selber und alleine über die für ihre Spekulationen ausreichend erhellenden «Lichter» verfügen.

Eine neuartige, volkstümliche Geschichtsbetrachtung

Die genannten Forscher des Monetarismus im weitesten Sinne — wie Sombart, Freytag, Quiring, Röpke u. a. — stehen geschlossen dafür ein, das es dringend nötig sei, der herkömmlichen, fast ganz noch im dynastischen Geschehen von Kaisern und Päpsten, Fürsten und Rittern verhafteten Geschichtsbetrachtung eine nicht nur volks- und sozialgeschichtliche Erörterung folgen zu lassen (wie Justus Möser es tat), sondern ihr eine «monetäre», d. h. geldgeschichtliche Betrachtung anzufügen. Denn inzwischen zeigt sich (haben wir nicht alle in den grösseren Inflationen und Deflationen der letzten Jahrzehnte genügend Eigenerfahrung sammeln dürfen?) mehr und mehr, dass die «Geschichte der Menschheit tatsächlich die Geschichte ihres Geldes ist» (F. W. Feytag).

Das Geld ist mehr als stummer Diener, es besitzt nämlich «die Rolle eines Lenkers und Anregers für die menschliche Kultur in hohem Masse». Und: der «Geldzyklus» erscheint sogar «dem Kulturzyklus übergeordnet» (H. Quiring), dessen «Indikator» und «Rektor» zu sein, ihm zugesprochen wird. «Fehlt es an Gold — gemeint ist das Tauschmittel Geld, h. w. — so wachsen einfache, ursprüngliche, urtümliche Kulturen. Strömt dagegen in einem goldenen Zeitalter Geld ins Land, so entstehen Hochkulturen, mögen sie auch treibhausartig aussehen.» Hierzu vergleiche man die eindrucksvollen graphischen Darstellungen aus dem Hauptwerk Quirings (Geschichte des Goldes, 1948).

Kritik an der monetären Geschichtserklärung

Nun meldet sich hierzu, begreiflicherweise, Kritik an. Die monetäre Geschichtserklärung ist so neuartig, so schlicht und simpel, dass man nur schwer einsehen wird, dass wir hier mit einer völlig neuen Betrachtung aufwarten, die beim erstmaligen Abschreiten ihres Arbeitsfeldes vielleicht auch ein wenig zu forsch auftritt, sodass sicherlich hier und da Richtigstellungen nötig sind. Indessen gewinnt, so scheint mir, um so mehr Geschichte auch sozialwissenschaftlich und wirtsschaftswissenschaftlich durchleuchtet wird, gerade durch die monetaristische Deutung das Bild und der Ablauf vieler historischer Tatsachen überhaupt erst an Leuchtkraft und Deutlichkeit.

Wie mir scheint, ist es die französische Gelehrtschaft, die — weitgehend vom Marxismus beeinflusst — in der «Nouvelle histoire», ohne es überhaupt beabsichtigt zu haben, sich der modernen Geschichtserklärung überraschend annähert. So werde ich mich in den folgenden Aufsätzen («Die Zeit des Hochmittelalters», (das etwa 1054 bis zur Krise 1350 reicht) auf Jacques LeGoff (Fischers Weltgeschichte, 1965) sowie Louis Charpentier («Das Geheimnis der Templer») und auch in einigen Andeutungen auf Ernest Mandel («Marxistische Wirtschaftstheorie») beziehen. Damit wird insbesondere George Duby erweitert und fortgeführt. Ganz neu tritt hinzu: Jacques de Mahieu.

Die geschichtsbildende Kraft des Geldwesens

Es ist merkwürdig, mag auch nicht *alles* restlos durch monetäre Einflüsse zu erklären sein, dass gerade die Frage nach den günstigen Umständen oder Untergründen für einen monetären Anlauf und Aufschwung von den Vertretern der Nouvelle Histoire allenfalls beiläufig oder zufällig gestellt wird. Viele günstige allgemeine Umstände können eben gar nicht wirksam werden, wenn die «Hebamme Geld» (so ein Monetarist) nicht zur Stelle ist. «Kluges Handeln einiger weniger Menschen» — so meint man — müsse doch insbesondere die Kultur und die Geschichte in Gang bringen, leiten, lenken und umformen. Aber auch hier zeigt sich, wenn es an der geldlichen, der wirtschaftlichen «Gründung» und Vorbereitung des «Bodens» fehlt.

LeGoff beschliesst seine Betrachtung daher auch mit der erstaunlichen Feststellung, dass «so viele Ansätze aufleuchten, dass aber irgendwie seltsamerweise nichts zum tragen kam.» (277) Die Krise (Anfang des 14. Jahrhunderts)... «beginnt, der Anfang verlangsamt sich, der seit dem 11. Jahrhundert den Westen mit sich reisst, verlangsamt sein Tempo, hält inne und scheint sogar hier und da eine rückläufige Bewegung einzuleiten... Diese Entwicklung, obschon sie nicht allgemein ist, erfasst das Ganze».

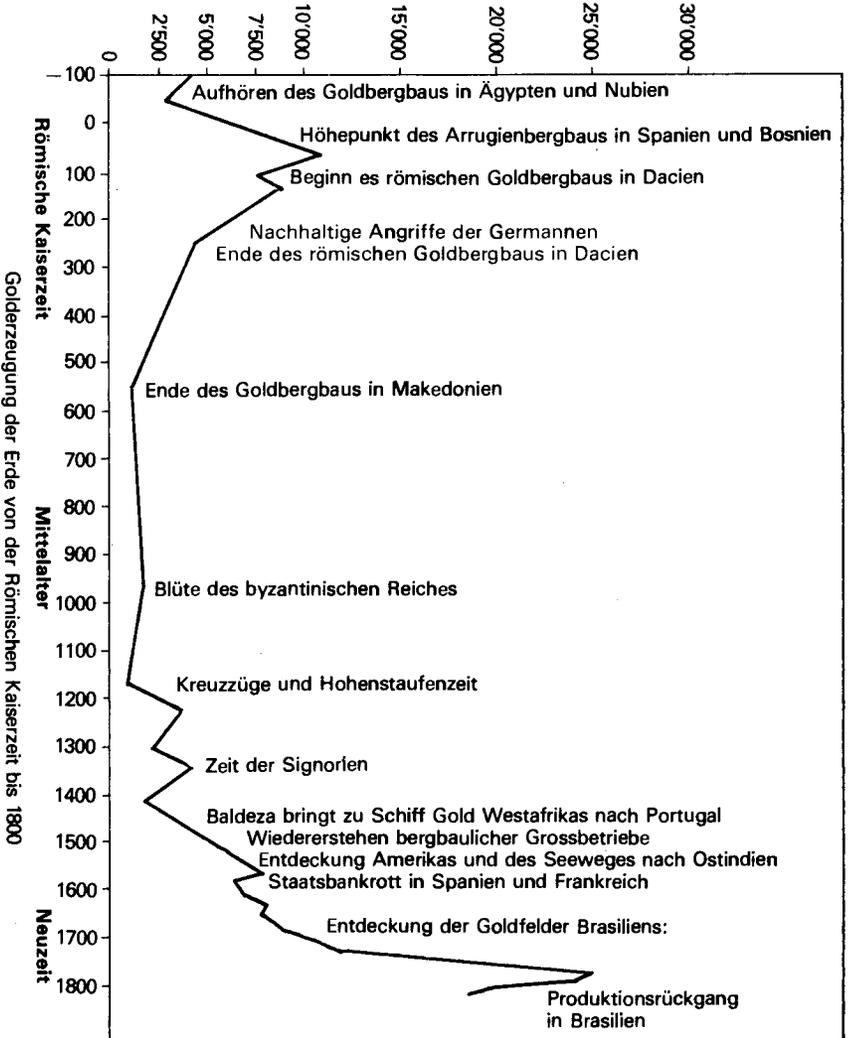
(280) «Hat das Abendland seine Grenzen erreicht?» «Hunderte von Zeugnissen beweisen, dass die Frömmigkeit der Christen nicht abgenommen hat. Aber die Beutel, zum Fortführen der Bauten, sind leer.» (281) «Und der Kreuzzugsgeist ist nicht erloschen, aber der Kreuzzug selbst stirbt...»

«R. S. Lopez hat bemerkt, dass es weder mangelnder Unternehmungsgeist noch Unsicherheit ist, der dem europäischen Handel im Mittelmeer Grenzen setzt, sondern vielmehr die Schranken der wirtschaftlichen Möglichkeiten selbst.» Worin aber liegen diese?

(282) «Einschliesslich der geistigen Forschungen gibt es nichts, das am Ende des 13. Jahrhunderts nicht an seine Grenzen gelangt wäre. Gewiss sind es äusserliche Gründe, die den wissenschaftlichen und intellektuellen Fortschritt aufhalten.»

(285) «Am gravierendsten ist die Rückkehr der Hungersnöte... Schlechte Ernten führen zwischen 1315—1318 im ganzen Okzident zu einer, fast allgemeinen Hungersnot, zum Ansteigen der landwirtschaftlichen Preise und zu erhöhter Sterblichkeit. Mit diesem Donnerschlag beginnt das tragische 14. Jahrhundert.» «Andere Zeichen sind schon vorausgegangen, *so im Geld-*

JÄHRLICHE GOLDERZEUGUNG IN KG



wesen, dem Barometer des Wirtschaftslebens» (nach Marc Bloch). Der Geldmangel ergibt sich aus dem Fehlen von Edelmetallen und daher, dass neben der Silberwährung Gold geprägt werden muss. Das ist schon deutlicher.

Möglicherweise wird man mit der unterschiedlichen Kaufkraft, bei der veränderlichen Doppelwährung, nicht fertig (h. w.).

(287) «Die Auswirkungen dieser Geldschwankungen schärfen, nein *verursachen(!)* die Störungen des Wirtschaftslebens. Schliesslich können selbst Spezialisten, wie die Kaufleute und einige Legisten (starre Gesetzeskundige, h. w.), das ins Schwanken geratene Geldwesen kaum noch verstehen oder vorausberechnen...» *Hier* sind sie, die «Schranken»!

Der Kulturboden

Augenscheinlich ist guter Wille und Verstand, d.h. menschliche Tüchtigkeit und Qualität, wie vordem, in genügendem Umfange vorhanden; das wird sich ja in wenigen Jahrzehnten kaum ändern. Die Vorstellung, dass die Kultur, bzw. Zivilisation der einzelnen geschichtlichen Perioden *biologischen* Gesetzen folgt — Geburt, kindliches Heranwachsen, Reifen und einem schliesslich natürlichen Tode — sollte längst als «biologistischer» Fehlschuss abgetan sein: das war (so heisst es doch) Spenglers grosser Irrtum.

Der Kulturboden scheint, wie ein Urwaldboden, auf ewig, geradezu im Regelkreis (Kybernetik) Wachstum — bis zu einem gewissen Gleichgewicht nämlich — möglich zu machen, wenn nur die Energie allen Lebens, die Sonne, nicht erlischt.

Ist aber, wie die Monetaristen behaupten, das Geldwesen diese Sonne und von Geldpolitikern nach den wissenschaftlichen Erkenntnissen leitbar und zu regeln, zu stabilisieren, dann müsste es mit dem Teufel zugehen, wenn die Völker nicht eines Tages Kultur und Geschichte in ein tragendes, lebendiges (dynamisches) Gleichgewicht überführen sollten.

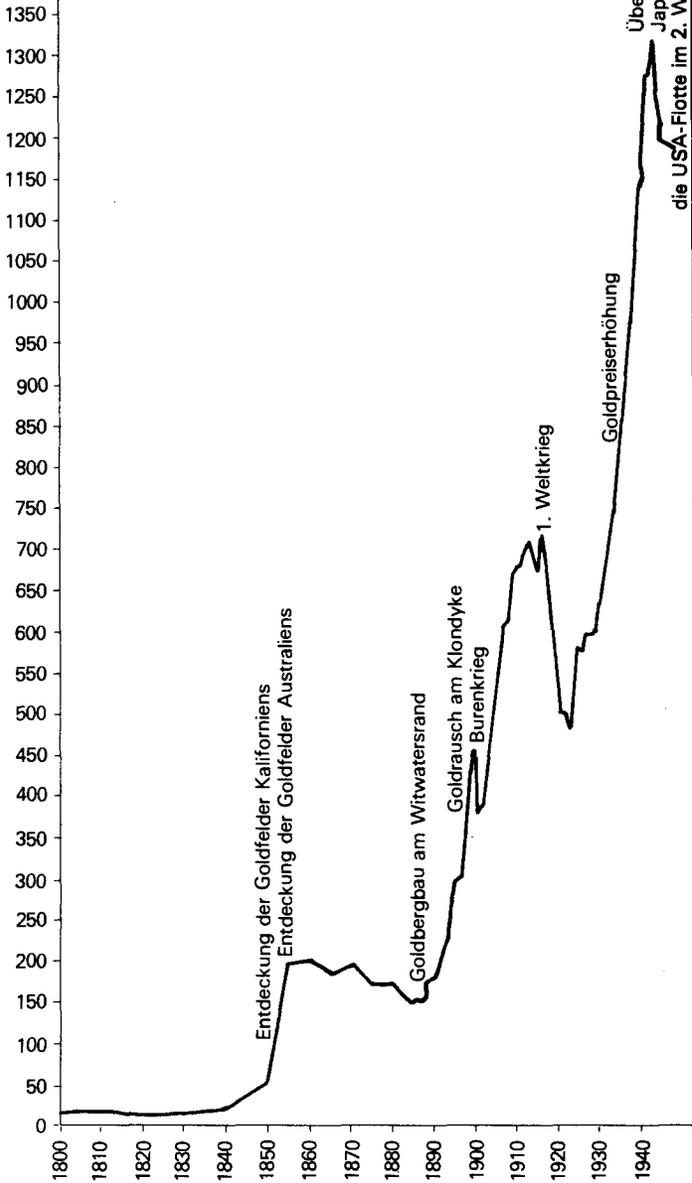
Lebensgesetze des «Wesens» Geld

Bei näherem Zusehen ist zu belegen, dass überraschenderweise Zivilisations- oder Kulturperioden von menschlicher «Verwaltung» sehr wohl anzuregen und zu erhalten, wie aber auch zum Absterben zu bringen sind.

Wichtige Wesenseigenschaften des herkömmlichen Geldes müssen wir hier noch einmal vorstellen. Sie sind aus einfachen Beobachtungen und Überlegungen abzuleiten und von jedermann auf ihren Wahrheitsgehalt nachprüfbar.

- 1) Geld, woraus es immer bestehen mag (Vieh, Muscheln, Felle, Teepresslinge oder auch Metallstückchen), ist ein handliches *Tauschmittel*, d.h. man bedient sich seiner, weil der Tausch von eigenen Erzeugnissen gegen die anderer Tauschpartner damit augenscheinlich erleichtert wird. Das *Tauschmittel* ist die gleichsam allen zugleich nütze, ist eine von allen begehrte, so zu sagen nur «vorübergehende» Ware, die nach Abgabe des eigenen Erzeugnisses den Zugang zu jeder beliebigen anderen Ware auf dem Markte freimacht.

Golderzeugung
in 1000 kg



Golderzeugung der Erde 1800 – 1942

- 2) Geld ist eine *Quittung* für eine, für die Gemeinschaft, abgeleistete Arbeit; und damit wird es zu einem *Bezugsschein*, einem Berechtigungs- und Anspruchsschein auf die geleistete Arbeit eines anderen Tauschpartners.
- 3) Das Geld stellt einen *Nenner* für den Preis dar, welchen ich erzielen will und den ich zu zahlen bereit bin, ein Vergleichsmittel für billig oder teuer, womit auch die jeweilige *Warenmenge* festgelegt wird.
- 4) Geld ist ein *Wertaufbewahrungsmittel*. Es erlaubt mir, hier und heute etwas zu erhalten, aber auch, es für eine gewisse Zeit — so gut wie gegen Verlust gesichert und bequem — bei mir zu tragen, um zu anderer Zeit und an anderer Stelle meinen «Gegentausch» zu vollführen, womit ich dann den sinnvollen Tauschkreis: Ware — Geld — Ware (Leistung), schliesse.

Vom Aufbewahren des Geldes

Aber gerade eben das *Aufbewahren des Geldes hat seine Begrenzung* darin, dass ich nur meinen erhaltenen Leistungslohn, der zur eigenen Lebensführung bestimmt ist, gegen denjenigen eines anderen Tauschgenossen, bzw. dessen Erzeugnis, baldigst eintauschen will und werde. Dies gilt also *nur* für *das* Geld, das beide Partner noch *unmittelbar* zur Lebensfristung verwenden *müssen*. Es kann und darf *nicht* bedeuten, dass ich meinen nicht zur alsbaldigen Lebenshaltung benötigten Anteil am Tausche, gar ein aufgehobenes «Mehr», in barem Gelde *spekulativ* zurückhalte, um dies dann, eines mir genehmen Tages — in einer Art «Börsen-Coup» — auf das von mir in Absatzverzug und somit in notgebrachte Gegenüber «loszulassen», um diesen Mitmenschen zu nötigen oder zu erpressen. Ich könnte damit beabsichtigen und erreichen, einen leistungslosen Spekulations- und Sondergewinn von jenem Tauschpartner zu erzwingen.

Ein solches Verhalten ist ersichtlich nicht fair. Leider ist solche spekulative «Aussetzung» der allgemeinen *Geldflüssigkeit* nach unserer heutigen Gesetzgebung, *nicht* ausdrücklich als ungesetzlich gebrandmarkt, obwohl es dem Volksempfinden nach als illegitim, d.h. sittlich ungerecht *empfunden* wird.

Noli thesaurare! (Kirchengesetz gegen die Verschattung von Geld)

Hier sind wir auf die Grenze der «Wertaufbewahrung» und des Anhaltens oder die Unterbrechung der allgemeinen *Geldflüssigkeit* aufmerksam geworden. Eine «natürliches» Wirtschaftsgesetz erfasst das seit Urzeiten so: es ist unsittlich und gemeinschädigend, volkswirtschaftlich *nicht* zu verantworten, Gelder aus dem Tauschkreis durch Verschattung zu entfernen, d.h. zu horten; denn *wer* so *Geld «insperrt»*, also das Schliessen des Tauschkreises behindert, *«sperrt Arbeit (oder Leistung) aus!»*. Er schädigt also andere Tauschteilnehmer unter allen Umständen und wahrhaftig an Wohlergehen, Leib und Leben.

Volkswirtschaftlich gerechte und erwünschte Wertaufbewahrung sollte allein das *echte Sparen* durch befristestes Verleihen an andere, z.B. auch über eine Bank, sein dürfen. Dabei bleibt nämlich die Geldflüssigkeit gewahrt, weil jene dann den Geldfluss aurecht erhalten müssen. Das päpstliche Gebot auf den Münzen des mittelalterlichen Kirchenstaates (siehe später) hat hierin seinen rechten, mahnden Sinn, ebenso wie die Androhung (anno 1303) der kirchlichen

Exkommunizierung für diejenigen, die «Geld untätig bei sich herum liegen lassen». Die sich darin äussernde Erkenntnis und die Deutung eines volkswirtschaftlichen Fehlverhaltens ist zweifellos richtig gewesen, mag auch diese Androhung des Krichenbannes in den seltensten Fällen gefruchtet haben. Die wohlverständlichste Regel müsste also lauten: Sparen ist ebenso sinnvoll wie erlaubt; aber Geld-«stücke» zu thesaurieren, d.h. längere Zeit und aus Gründen der Spekulation zu *horten* und zu *verschätzen*, aus welchen Gründen auch immer, ist allgemeinschädlich und sollte, als Störung der *allen* Nutzen bringenden Geldflüssigkeit, nicht geduldet sein.

Unreifes Geldwesen

Hier treffen wir auf eine tragische, nur allzu menschliche und psychologische Schranke, welche einer natürlichen, gesunden Reifung unseres «Geldwesens» zum Verhängnis geworden ist, auf einen «Entwicklungsstopp», wie er in der Natur einem Wildbach widerfahren kann, bevor er zu ruhigem Lauf in sein Flussbett gelangt. Eine Felsklippe, z.B. ein paar Steinbrocken oder ein verhakter Treibholzstamm, riegele den gleichmässigen Strom ab. Ein gleitendes Boot wird nicht ohne unangenehmen Stopp oder gefährliche Passage weiterzuführen sein. Der Strom, die *Geldflüssigkeit* ist gestört und unterbrochen. Solange wie echte Tauschgleichheit zwischen Tauschware und Geld«*ware*» vorhanden war, also beispielsweise vergängliche Getreide gegen vergängliches Salz, Tee oder Vieh eingetauscht wurde, waren die Tauschwaren unter einander gleich: sie alle verursachten die so genannten, «Durchhaltekosten» für den Inhaber oder Besitzer (so der Monetarist I.M. Keynes). *Edelmetallgeld* ist in dieser Hinsicht und in der Hand eines Tauschpartners, der nicht aus eigener Notdurft sogleich oder bald wieder Nahrung oder Wohnung usw. für sich und die Seinen kaufen muss, sondern der spekulieren *will*, ein *Monopolgut* oder wie die Volkswirtschaft definiert (d.h. endgültig festgelegt) ein «*Wirtschaftskapital*» welches aus seiner Knappheit und Überlegenheit den Bedürftigen gegenüber, eine Rückzahlung (Rente), eine Sonder«prämie» genannt Zins, für die Gewährung und Erhaltung der *Geldflüssigkeit* erzwingen kann.

Das Stocken der Geldflüssigkeit

Diese Rente oder dieser Zins, der am deutlichsten bei der Kapital*leihe* sichtbar wird, enthält eine «Liquiditätsprämie» für die gleichsam «Wieder-Flüssigmachung» des Baches, den in diesem Falle jener Spekulant aufgestaut hatte. Diese Rente — wörtlich Rückgabe — ist vom Kapital«*markte*» abhängig, d.h. von der Menge des dort verfügbaren und zu Zinsen angebotenen Leihgeldes. In kapitalarmen Ländern, in denen bei geringen Löhnen auch nur unbedeutende Ersparnisse abfallen, ist daher der Darlehnszins*fuss* oder der Landeszins*fuss* unter Umständen, man denke an Geld für risikoreiche, unsichere Seefahrten oder in Kriegszeiten, *sehr hoch*, so dass wir von Zinsen von 30% — 100% je Jahr hören. So erzählt Ernest Mandel (225) aus den Annalen Han Tschau, dass im Jahre 154 v. Chr. ein chinesischer Wucherer namens Wu Jen Chi der Regierung 1000 Gold — *catties* —, das soll etwa 244 kg an Gold ausgemacht haben, h.w. — geliehen hat,

um es ihr zu ermöglichen, den Krieg gegen die «Rebellen der sieben Königreiche» zu führen. Er forderte dafür pro Jahr einen Zins von 1000% (eintausend), das sind umgerechnet zehnmillionen Goldfrancs, also das Zehnfache der ausgeliehenen Summe. Er schätzte augenscheinlich das Kriegsrisiko und sein persönliches Risiko so hoch ein, wie ein Spiel im Lotto. In einem Jahre aber konnte er so sein eingesetztes Kapital, bei Kriegsglück und erhaltener Zahlungsfähigkeit der Regierung, verzehnfachen! So forsch sind nicht einmal die Fugger mit Maximilian I. umgesprungen!

Chinesische Staatsweisheit: «Geld muss ausgestreut werden wie Mist» (Konfuzius)

Geld, das auf den Märkten Ausschau hält und kaufwillig auftritt, bezeichnen wir als *Nachfrage*. Tritt so gut wie alles im Verkehr befindliche Geld nachfrageheischend auf den Märkten auf, so ist das *Optimum der Geldflüssigkeit* erreicht. Nur solches Geld spielt seine Rolle gut. Gold, das im Tresor, in Töpfen, in Truhen oder vergraben als Schatz «untätig» ruht, oder im Sakramentshäuschen einer Kirche friedlich steht, ist volkswirtschaftlich gesehen nicht wirksam, nicht «flüssig». Es ist so, als sei es gar nicht vorhanden (Fort Knox) oder noch gar nicht aus einer Goldmine oder den Goldsanden heraufgeholt worden! Es ist allenfalls ein Objekt der Sehnsucht oder der Goldgier, aber es ist noch kein Geld, es «gilt» nicht. Geld aber und Edelmetalle, — auch spekulativ — «gehörtet», sind, und das ist psychologisch bedingt, bereits *Macht*. Eben aus den spekulativen *Einsatzmöglichkeiten* heraus. Es *muss nicht* auf den Markt hinaus (Ausnahme in der noch zu erwähnenden Zeit der *Renovatio Monetarum* als *dienendes Geld*), es *kann* aber, drohend wie ein Damoklesschwert, und unter Umständen über der Wirtschaft wie eine schwere, ungewisse dunkle Wolke hängend, Unwetter ankündigen oder erwarten lassen. So ist nach einem modernen Bericht der Bundesbank (Mindener Tagblatt vom 7.7.83) die augenscheinliche, gegenwärtige *Hortung* von 3,5 Milliarden «Riesen» — so nennt der Fachmann die Banknoten von 500 und 1000 DM Nennwert — ein verständlicher Anlass zur Besorgnis.

Gleichmässiger Geldfluss wirkt dagegen Kultur aufbauend und Kultur fördernd. So wirkt eine einsetzende *Geldflüssigkeit* als ein deutlicher Anreiz zur Nachfragesteigerung, etwa in Form eines langsamen Anziehens der Preise (Initial-«Inflation»). Diese Aufblähung aber belebt die Wirtschaft: die Arbeitsteilung wird gesteigert und damit wirkt sie zivilisations- und kulturfördernd, und die Stimmung belebt sich (optimistische Erfolgshaltung). Ja, letztlich baut sich sogar persönliche wie volkliche Freiheit so auf. Das alles aber empfinden und schätzen wir als die Zeichen einer aufblühenden «Kultur». (Kultur = organisches Wachstum; Zivilisation = einseitig-technisches Wachstum). Somit kann das Geldgeschehen, das *Geldwesen*, die *Geldbewegung*, — möge es selber aus Edelmetall oder aus Papier bestehen — sowohl «Indikator» wie «Rektor», d.h. Anzeiger für Kultur, wie auch Lenker zum Kulturaufstieg sein. Aber im umgekehrten Falle vermag es auch, Niedergang anzuzeigen oder zu bringen.

Das ist noch viel zu wenig gewusst und gedacht: Die Geschichte der Menschheit ist weitgehend oder sogar in höchstem Masse «die Geschichte ihres Geldes» (F. W. Freytag).



Marco Polo

Der Eintritt ins Hochmittelalter

Die Geldordnung Karls des Grossen

Die Zeit des frühen Mittelalters von 700—1095, d.h. bis zum ersten Kreuzzug, hat durch die Quellen, welche George Duby als «Histoire Nouvelle» bietet, in geldgeschichtlicher Hinsicht Aufhellung erfahren. Die Friedenszeit, welche wir Deutschen und die Franzosen Karl dem Grossen verdanken, sehen wir klarer. Besonders war es seine die Unruhe und Verfallzeiten nach dem Untergang des Römischen Reiches abschliessende, feste Ordnung auf dem Gebiete des Wirtschafts- und Geldwesens, welche diese Friedenszeit so fruchtbar machen konnte.

Belebung der Geldflüssigkeit

Der Awarenschatz, in Karls letzten Kriegshandlungen gewonnen (im Jahr 796), brachte die Möglichkeit, endlich wieder Handel und Wandel mit *umlau-fenden* Geldmitteln zu versorgen und eine gewisse *Geldflüssigkeit* zu erzeugen. Dem verloren gegangenen Warentausch — in einer unterversorgten Naturalwirtschaft — wurde hiermit deutlich auf die Sprünge geholfen. Eine längere Friedenszeit half dazu bei. Als unmittelbar antreibendes Element dieses Volkswohlstandes wirkte die lebhafteste Geldzirkulation (G. Duby S. 148). Bei friedlicher Zeit und nach dem Einsatz des Awarenschatzes, besonders auch nach der Rückeroberung maurischer Herrschafts- und Wirtschaftsgebiete Spaniens, erholten sich sozusagen Land und Geld: «Das bewirkte die wachsende Mobilität der Reichtümer» (G. Duby).

Bei anziehenden Preisen auf den Märkten und durch die in Bewegung gesetzten und Nachfrage haltenden Gelder entsteht nun eine gelinde Preissteigerung (initiale Inflation), welche sogar die «immobilisierten», vergrabenen und versteckten Hortgelder hervortreibt. Es verlockt sie dazu, auf den Märkten von neuem und besser zu verdienen.

«Riesige Mengen Gold und Edelmetalle tauchten wieder auf», wie Duby berichtet.

Rückkehr zur Geldwirtschaft

Der direkte WAREN-TAUSCHHANDEL, diese Notlösung aller kulturlosen Krisen- und Verfallszeiten, weicht einer «kontinuierlichen Expansion der Geldwirtschaft» und das Geld nimmt wieder seine «entscheidende Rolle» ein, nachdem «die primitive Tauschwirtschaft seit dem Untergang des römischen Reiches jeder Höherentwicklung von vorn herein den Garaus machte» (G. Duby).

Alle Fortschritte des ganzen Kontinents stützen sich auf die belebte Geldzirkulation. Die Strassen und damit der Handel werden unter der starken,

ordnenden Hand des grossen Kaisers überall sicherer. Der allgemeine soziale Aufstieg und die Befreiung aus Sklavenzuständen hebt an. Es gelingt sogar, ein neues Silbervorkommen im Harz (Rammelsberg) zu entdecken und auszubeuten, da man die Bergarbeiter nun auch bar entlohnen kann.

Bevölkerungsvermehrung

Die Bevölkerung vermehrte sich wieder, da die Armut und der Hunger wichen. Die Säuglingssterblichkeit nahm ab, so wie die allgemeine Gesundheit zunahm. Ein gewisser Luxus begann sich schon wieder zu entwickeln. Mit der Bevölkerungs- und Handelsausweitung konnte die *Geldflüssigkeit* schliesslich kaum noch Schritt halten. Einerseits kam es daher zu Geldmetallverfälschungen und dadurch Stückzahlvermehrung, andererseits damit aber wieder zu Geldwertänderung (inflationistische Wirkung des Falschgeldes). Aber es traten, bei Ungewissheiten in der politischen und wirtschaftlichen Lage, auch wieder krisenhafte Stockungen im Geldkreis auf. Augenscheinlich machte sich die wankelmütige Natur des Edelmetallumlaufes in der frühen abendländischen Wirtschaft sehr oft nachteilig bemerkbar.

Aber auch das Feudalsystem, Bodeneigentum, Lehnswesen, die Ungleichheit in den Besitzverhältnissen der Bauern — sie waren nur zu einem geringen Teil ganz und wirklich frei geworden — wirkten sich ungünstig aus. Sie waren nämlich über den Kirchenzehnten, den Lehnszins und vor allem die allgemeine Verschuldung, bereits wieder in neue Abhängigkeit und Knechtschaft hinein manövriert worden.

So war die Lage im 11. Jahrhundert unmittelbar vor dem ersten Kreuzzuge. Es bestand kein allgemeiner Wohlstand und keine allgemeine Zufriedenheit mehr. Es begann zu gären, da die Verteilung der Einkommen allzu ungleich geworden war. Das Problem von Reich und Arm, frei und unfrei, Herr und Knecht, Ausbeuter und Ausgebeuteter, war bedrückend geworden und versetzte alles in eine lähmende Ungewissheit. Die Söhne des Feudal-Adels waren händelsüchtig, unzufrieden und ohne Aussicht, jemals ein eigenes Lehen oder einen Feudalsitz erwerben zu können.

Verschuldete Bauern

«Eine der Ursachen für die Ausdehnung der Leibeigenschaft und der Feudalwirtschaft war die Unfähigkeit der freien Bauern, die in Geld festgesetzten Steuern und Bußen zu zahlen. Als dieses Geld sehr knapp und damit sehr ‚teuer‘ (in Bezug auf die Ackerbauerzeugnisse) geworden war» (E. Mandel, S. 109).

Hier stellt sich ein altes Übel vor, das bereits die Bauern im Altertum zur Verzweiflung, vielfach zur Revolte gebracht hatte: In Zeiten der Preissteigerung, Zeiten «leichten Geldes», verschuldet man sich oder man wird zur Geldaufnahme angeregt. Der Bauer muss ja wie jeder Unternehmer «investieren», das heisst, Geld aufnehmen und einsetzen. (Im Erbfall, bei Missernten, bei Einsatz von neuen Maschinen, Zukauf von Ländereien usw.). Er ist im Augenblick der Aufnahme des Geldes — wie er sehr wohl berechnet — in der

Lage, den Schulden«dienst» zu tragen. Aber dann kommt eine, sogar oft von den Bankiers bewusst und spekulativ inszenierte Stockung (Deflationskrise), d.h. ein Preisverfall für die bäurischen Erzeugnisse. Das geschieht meist, wenn die Zinslage den Verleiher nicht mehr zufriedenstellt. Dann kommt es auch zu einem Geld- und Kapital«streik», womit jene eine Aufwertung des Geldes und des dafür erstrebten Zinses erreichen wollen.

Die Schulden der Bauern werden durch den Verfall der Preise, die ihre Erzeugnisse erleiden, gewichtiger und drückender, wie dies oben von E. Mandel beschrieben wurde. Das Auf und Ab des Geldwertes ist für den Spekulanten, der das kennt oder sogar betreibt, ein sicheres Geschäft, für den arbeitenden Menschen, und insbesondere für den Bauern, aber der gewisse Untergang. Er gerät dadurch unter Umständen in die wirkliche Sklaverei. Nicht selten vertreibt ein harter Gläubiger den Bauern sogar von seiner Scholle; das nannte man «Bauernlegen».

Geldknappheit

Ernest Mandel klärt uns auf: «Die Ausdehnung des Handels vom Beginn des 11. Jahrhunderts an hatte die Entwicklung einer Geldwirtschaft in Westeuropa beschleunigt. Aber das Münzgeld blieb noch sehr knapp» (113).

Es dürfte umgekehrt sein: die Ausdehnung des Geldwesens betrieb zunächst die Ausweitung des Handels. Aber das Ergebnis ist dann umso mehr eine verhältnismässige Münzgeld-Verknappung auf den Märkten. Das macht sich immer dann bemerkbar, wenn kein Edelmetall-Zustrom (neue Funde oder Enthortung) dies ausgleicht. Und das war gerade im 11. Jahrhundert eingetreten und hatte die Wirtschaftslage verschlechtert.

Merkwürdig ist daneben die erstaunliche Belebung der kirchlichen Bautätigkeit, die bereits ab Mitte des 11. Jahrhunderts nachweisbar ist. Der Klerus hatte offenbar verstanden, seinen hohen Anteil am allgemeinen Gewinn aus guten Zeiten dafür anzusammeln und aufzuschätzen (Auffindung des Schatzes zum Kirchenbau).

Unruhen im arbeitenden Volk

Als Zeichen der sozialen Bedrängnis treten städtische Unruhen und Revolten gegen Patrizier oder die feudalen Regimente ein. Die Ausbeutung war offenbar allgemein: «1045 Erhebung der Mailänder Bürger, der die politisch, religiöse Bewegung der Patarier und der Kommunalauflaufstand von Lenans folgt (1069), Erhebung der Bürger von Worms, Köln (1073, 1074) «LeGoff, S. 16).

Bevölkerungszunahme

Die Bevölkerungszunahme — eingeleitet von der Friedenszeit seit Karl und der Karolingischen Blütezeit (LeGoff, S. 17) — nimmt allgemein etwa ab 1150, also nach dem 1. Kreuzzug eine deutliche, weitere Steigerung.

Nach LeGoff (17) ist die Zahl der Europäer um 1000—1050, mit 42 Millionen beginnend, auf 46 Millionen gestiegen, und von 1050—1100 auf 48 Millionen, von 1100—1150 auf 50 Millionen, bis 1200 auf 60 Millionen, bis 1250 auf 69 Millionen angestiegen.

Bauernwerk war schwer und machte nicht reich

Im wesentlichen waren Frankreich und Deutschland, wie betont, **Waldländer**. Die Wälder waren zugänglich und bei schlechten Zeiten boten sie Plünderern (nicht selten habgierigen Rittern und Adligen), sowie allerlei **Räuber**gesindel Unterschlupf. Die Unsicherheit auf Pfaden und Wegen war, nicht nur für Händler und Reisende, auch für Pilgerzüge und einzelne Pilger, die zum heiligen Grabe oder ersatzweise nach Santiago de Compostella in Spanien (**Galizien**) unterwegs waren, gross, aber auch für den seiner Arbeit nachgehenden **Bauern** sehr gefährlich. Natürlich enthielten die Waldgebiete auch **Wirtschaftsgüter**: Sie boten Eichelmast für die Schweine, und sie gaben Früchte und **Nahrung** (wilde Äpfel, wilde Beeren), überdies gaben sie Holzkohle, und lieferten damit **wirklich** einen grossen Beitrag zum Lebensunterhalt.

Aber bei der dürftigen Ausrüstung mit geeignetem Werkzeug, **Zugtieren** und **Wagen**, war man allgemein der Natur gegenüber recht hilflos (LeGoff, 24). Der Hakenpflug, von trägen Ochsen gezogen, und die 2-Felderwirtschaft gaben keine Rekordernten. Die Erträge waren sogar ausserordentlich **gering** (35).

Dazu kamen niederdrückende Abgaben an die Lehnsherren, **den Adel** und die Klöster. So wurden Abgaben von diesen Herren überdies sogar in **Lieferung** von **Mist** eingefordert, den die eigenen Felder dringend gebraucht hätten. Man erntete vielfach noch mit einer Sichel, schnitt nur die Ähren ab, um das Stroh gemischt mit Waldabfällen zur **Düngung** zu belassen. Bei der **Weizenernte** hatte man z.B. um 1155 (Cluny, S. 25) Aussicht auf einen 2- bis höchstens 4fachen Ertrag. (1980 war er dagegen auf 10,8 angestiegen, heute noch auf wesentlich mehr.)

Hungerzeiten

«Der Hunger bedrohte die Menschen des 11. Jahrhunderts **unaufhörlich**», dazu trugen auch die klimatischen Katastrophen, **Misswuchs**, infolge von **Pflanzenkrankheiten** und **Insektenschäden**, bei.

Auch **Vorratshaltung** war so kaum möglich. Der **Ausgleich** aber bei **Missernten**, etwa von Land zu Land, ganz abgesehen von der **Transportmöglichkeit**, war undenkbar.

1005, 1043, 1045, 1090 bis 1095 waren solche Hungerjahre, **wenn nicht gar** Hungersnöte (LeGoff, 26).

Die Herrenschicht

«Das Schlimmste ist, dass dieser Unfähigkeit der Bauern, Überschuss zu erzielen, die Verschwendungssucht der Herrenschicht gegenübersteht, die über sie verfügt» (LeGoff, 28). Das ist das typische Ergebnis einer Überlagerungs- und Ausbeutungsgesellschaft, deren «Ordnung» statt im Hegen und Pflegen – bei voller Gegenseitigkeit aller Mitglieder (= Kultur, von lateinisch hegen, pflegen) – im gegenseitigen Kapern und Rauben von Menschen und Boden zu sehen ist: Herrscher gegen die Untertanen (das sind die «nach unten Getanen», als Sklaven behandelten Mitmenschen).

Diese Herrenschicht «investiert» nichts. Sie verzehrt und vergeudet (LeGoff, 28). Die Verachtung der Arbeit und das fehlende, technische Verständnis lassen sie die Vorgänge und Produkte des Wirtschaftslebens nur als Beute (Kapergut, hw.) ansehen. Über die Beute des Lehnzinses hinaus belegen sie den gesamten Handel in ihrer Reichweite mit aussergewöhnlichen Abgaben: Zölle für Märkte und Messen, Wegegelder und Warensteuern (LeGoff, 28).

«Dazu kommen noch die Zerstörungen, welche die ‚beruflichen‘ Betätigungen des Adels verursachen: der Krieg und die Jagd» (LeGoff, 29).

«Die lähmende Wirkung der Kirche... ist nicht weniger bedrückend. Der Zehnte, den sie vor allem von den Feldfrüchten und vom Vieh... erhebt, lastet mehr als jede andere Abgabe auf der Produktion.»

Hoffnung lag nur im Übernatürlichen. Da war Zuflucht! Daher die Sehnsucht nach Wundern und eine Frömmigkeit, «die unbedingt sehen und berühren will» (LeGoff, 32).

Erregung zum ersten Kreuzzug

Das war die Lage unmittelbar vor dem ersten Kreuzzug, der in der Folge, das gesamte Abendland erfassen und auch verändern sollte. (LeGoff, 8 i) «Gemeinsame militärische Unternehmungen, die Kreuzzüge, vom Papsttum angeregt, scheinen alle Stände, alle christlichen Fürsten, zu erfassen. Sogar die Wikinger verwandeln sich in Kreuzfahrer.» Papst und Kaiser ringen beide um die Weltherrschaft, so scheint es: auch hierzu dienen die Kreuzzüge (92).

Im Jahre 1095 «ruft der Papst, nach einer Propagandareise von Vercelli bis Clermont, am 27.11. den ersten Kreuzzug aus (S. 92), und erscheint so als der Anführer der Christenheit»... «Als Urban II. (1095) und der Heilige Bernhard von Clairvaux 1146 den Kreuzzug predigen, lassen sie den doppelten Köder der ewigen und der zeitlichen Güter, die zu gewinnen sind, durchscheinen. Himmlisches und irdisches Jerusalem mischen sich zu einem Doppelbild, dessen Spiegelbild Ritter und Bauern anzieht, die nach Land, Schätzen und ewigem Heil dürsten» (125).

(125) «Handelsgewinne locken zunächst weniger, da zu dieser Zeit die kaufmännische Tätigkeit der Christen viel zu schwach ist, um Ursache einer Massenbewegung zu sein». Nicht einmal Venedig versprach sich, als Handelsmetropole an der Adria, mit ausgedehnten Erfahrungen im Handel mit den Mittelmeerländern, insbesondere mit Konstantinopel und den Arabern, allzuviel von der Sache und

war zunächst recht vorsichtig. Später allerdings schröpfte es zugleich mit den Genuesern u.a. die Kreuzfahrer gewaltig. Es benutzte die Kreuzfahrer und die Normannen sogar hinterhältig für die vorteilhafte Eroberung und Zerstörung von Konstantinopel, das es tatsächlich «beerben» kann (1204).

Wie so mancher «Weltkrieg» — und der war für jene Zeit ein **Kreuzzug** — waren recht nüchterne Erwägungen Schrittmacher für das **Waffengeschäft** und **Getzel**.

Das Alaunmonopol der Araber (48 / Phokaia) sollte gebrochen werden. Dieser Rohstoff war nicht nur für die Ledergerbung, sondern auch in der **Tuchfärberei** im Abendland unentbehrlich (135). Dem Kaiser gegenüber konnte der **Kreuzzug** für den Papst von Nutzen werden. Auch würde das Papsttum, als **Führer der Christenheit** auftreten und der turbulenten, christlichen **Ritterschaft** ein Ventil verschaffen, das vielleicht dazu beitrug, jenen «Frieden», zu **dessen Wortführer** die Kirche sich gemacht hatte, im Westen heraufzuführen.

Die Rede des Papstes Urban II. ist nicht aufgezeichnet. **Bekannt ist** aber, dass man vorab sich abgestimmt hatte, und dass der Ruf «**Gott will es!**», nicht ganz spontan, sondern gezielt angebracht wurde: Sowohl für die **damals unruhigen** und neugierigen Zuhörer, wie auch für die Schulbücher in **späteren Jahrhunderten!** Der Heilige Bernhard, ein recht kriegerischer, aggressiver christlicher **Kloster**vorsteher, hob dann (S. 135) «die reinigende Wohltat, die der **Kreuzzug** der Christenheit bringen könne, in einem **Sühnezusammenhang hervor**». Und er pries, in einem Brief an den Kölner Erzbischof «den **Kreuzzug als eine erlesene Erfindung** des Herrn, durch den Er zu seinem Dienst auch **Mörder, Räuber, Ehebrecher, Meineidige** und viele andere **Verbrecher** zulässt, und ihnen eine **Gelegenheit zum Heile** biete».

Der Papst jedenfalls war überrascht von dem Wiederhall seiner **Predigt**. Er meinte mehr das **Seelenheil**. Die «**Betroffenen**» aber, waren beglückt, **so heilsam** ihren Schwierigkeiten und materiellen Nöten zu entkommen. In der **Tat** stellten die von **Hungersnöten** und **Mutterkornbrand** besonders betroffenen **Gebiete (Rheinland, Lothringen, Flandern, Ile de France, die Provence und Süditalien)** die **Haupttruppen**.

Der Zug nach Jerusalem

Die grauenhaften Massaker in den Mittelmeerländern, **welche berührt** wurden von den aufgeputzten **Mörder- und Räuberbanden**, zeugen vom **sehr** «**besonderen**» Erfolg der **Predigten**. Allerdings kamen auch von den **schlechtgerüsteten** und **undisziplinierten** Kreuzfahrern die meisten schon in der **Türkei**, und das heisst eben schon auf dem Wege, um. Die **türkischen, kampferprobten** Reitertruppen machten kurzen Prozess: Wer nicht fiel oder **abgeschlachtet** wurde, kam in die **Sklaverei**.

Jerusalem wurde erst im Jahre **1091** eingenommen. Die **christlichen** Kämpfer führten sich grauenvoll an den heiligen Stätten auf. Der **Tempel Salomos** triefte vom Blut der wehrlosen, darin sich bergenden **Flüchtlinge** — **christlicher** **Zivilisten**, **Sarazenen** und beiderlei Geschlechts.

«Die Kreuzfahrer liefen bald durch die Stadt, rafften Gold, Silber, Pferde und Muli zusammen und plünderten die Häuser, die vom Reichtum überflossen.» Danach «glücklich und vor Freude weinend gingen die Unseren zum Grabe unseres Heilandes... und entledigten sich ihrer Schuld gegen ihn». So schreibt (137) ein Chronist des ersten Kreuzzuges.

Die Kriegsgewinnler

Das Geldkapital der italienischen Kaufleute, die das europäische Wirtschaftsleben vom 11. bis 15. Jahrhundert beherrschten, rührt unmittelbar von den Kreuzzügen her, «die nichts anderes als ein gewaltiger Raubzug waren». So schreibt Ernest Mandel. (110) «Wir wissen zum Beispiel wie die Genuesen den Kreuzfahrern im Jahre 1101 halfen, den palästinensischen Hafen Cäserea zu erobern und auszuplündern. Sie erhielten reiche Beute für ihre Offiziere und belohnten die Schiffsinhaber mit 15% der erbeuteten Güter. Was von dieser Beute übrig blieb, verteilten sie unter die achttausend Seeleute und Soldaten. Jeder von diesen erhielt 48 Solidi und ein Pfund Pfeffer. Jeder wurde so zu einem kleinen Kapitalisten» (zitiert bei R. S. Lopez).

Im übrigen hielten sich die Kaufmannsstädte zunächst soweit wie möglich zurück, behielten aber das Geschäft tapfer im Auge. So stellten sie (Mandel, 111) für den 4. Kreuzzug 1202 Transportschiffe gegen gute Bezahlung von 85 000 Silbermark und schrieben fromm: «Wir werden darüberhinaus noch folgendes leisten: Wir werden 50 Galeeren aus Liebe zu Gott (!) beisteuern, wenn... wir die Hälfte und (ihr die andere) aller zu Lande und zu Wasser gemachten Eroberungen erhalten werden».

Bilanz

Die weiteren Kreuzzüge sind hier nicht wichtig. Ihre tragischen Abläufe und Ausgänge kann man etwa bei Runciman nachlesen. Wichtig aber ist die Bilanz, welche LeGoff (141) zieht. Ganz steinhart beginnt er sie mit dem Satz: «Die Bilanz ist weitgehend negativ. Von den drei ausgesprochenen oder unbewussten Zielen, welche die Initiatoren der Kreuzzüge und die Kreuzfahrer sich gesetzt hatten, wurde keines erreicht».

Erstens: die Heiligen Stätten waren keine 200 Jahre im westlichen Besitz.

Zweitens: den Byzantinern indirekt zu Hilfe zu kommen, gelang nicht, da jeder der drei ersten Kreuzzüge die Kluft zwischen West und Ost vertiefte, so sehr, «dass der IV. Kreuzzug in der blutigen Einnahme Konstantinopels gipfelte».

Drittens: die Christen gegen die Ungläubigen zu einigen und sie von ihren Sünden zu reinigen, brachte nur neue Zwietracht unter die westlichen Führer und vor allen Dingen zwischen Klerikern und Laien, aber auch zwischen Rittern und armen Leuten.

Auch die allgemeine Bereicherung wollte nicht eintreten, allenfalls waren die italienischen Handelsstädte, die «Kriegsgewinnler». Die Anstifter, die Ritter, die Bauernkrieger und sogar die Kirche, gingen im wesentlichen leer aus.

Der Grossus und der Florin

Nur der 1. Kreuzzug brachte nennenswerte Reichtümer an Edelmetallen, insbesondere nach Frankreich (Marseille), sodass doch eine spürbare Inflationierung und Ausweitung der Geldwirtschaft, des Geldumlaufs einsetzen konnte. Bis dahin war es — mangels Edelmetallen — nicht gelungen, z. B. den Grossus zu prägen. Das ist die von Karl dem Grossen, zunächst nur als Rechengrösse, gemeinte Münze. Sie sollte 12 Pfennige an Wert betragen, welche 20 auf die Mark Silber gerechnet wurden. Das war *nun* erst, als Zeichen eines gewissen Edelmetallreichtums, möglich! Ab 1192 setzte Venedig Groschengeld in Umlauf. Die weltlichen Herren versuchten möglichst alle, sich zu beteiligen. 1224 erneuert der Graf der Champagne Geld der Provins, dass zum «Fort de Champagne» wird, also ein Dickpfennig der Champagne (h. w.) und dem Tournois entspricht. Diese Tournaisen waren ab 1266 geprägt worden, und sie wurden mit den Dickpfennigen nun zu einem wesentlichen Bestandteil des Währungssystems.

Sogar Gold wurde erstmalig wieder geprägt, natürlich zuerst von den südlichen Handelsstädten. Allerdings erst 1225, da tauchen in Genua (Guinees) und in Florenz (Florins) die ersten davon auf, denen 1263 französische und 1284 venezianische folgen. Sie spielen aber möglicherweise mehr als «Ruhmesdukaten», denn als umlaufende Kleinhandelsmünzen, eine Rolle. So deutet man den besonders feingehaltigen Goldaugustalen Friedrichs des II. (seit 1231) als dessen Renommier- und Prestigegegeldstück. Der ihm nicht wohlwollende Papst Gregor IX. bezeichnete missgünstig den kaiserlichen Gegner öffentlich sogar als Geldfälscher. Er hat boshaft den Reinheitsgrad, den der ihm verhasste Kaiser verbürgte, wesentlich «übersehen»: dessen Augustalen waren von hohem Reinheitsgrad, allenfalls seine Silberlinge rechtfertigten das Wort «novus monetae falsarius» (ein neuer Geldfälscher!).

Das folgende Hochmittelalter

Was aber berechtigt uns, die Zeit seit den Kreuzzügen (1095 bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts) als *Hochmittelalter* zu bezeichnen? Das fragt man sich ganz besonders, wenn man die Weltgeschichte LeGoffs liest. Über den Zustrom von europäischem Edelmetallgeld erfahren wir wohl, aber das scheint — über den ganzen Zeitraum verteilt — doch noch recht wenig gewesen zu sein. Zahlen können begreiflicherweise nur wenige zur Bestätigung angeführt werden. Das Vordringen der Geldwirtschaft (! h. w.), die Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung des Lebensstandards eine zunehmende Anzahl sehr teurer Waren auf dem Marke zu kaufen (Gewürze, Stoffe), der steigende Preis der Rüstungen und des Ritterlebens (Waffen, Feste, Turniere), die Ausgaben für den Bau von Burgen und «festen Häusern» aus Stein, die ausserordentlichen Geldaufwendungen für die Kreuzfahrten verarmen den Adel und ruinieren die Ritter.

Die Verschuldung, das Abtreten und das Verkaufen von Ländereien nehmen zu. Diese Krise, die vor allem den niederen Adel betrifft, sieht in der Gegend von Mâcon wie folgt aus: «seit etwa 1205 können die Ritter nichts mehr borgen, darauf verpfänden sie einen Teil ihrer Ländereien für neue Schulden an Kirchen und Bürger; ab 1230 verkaufen sie Stück für Stück ihr Erbe».

Verschuldete Ritter

In dieser Betrachtung ist eines vom «geldunerfahrenen» Historiker gänzlich ausgeklammert: Man borgte damals schon gegen hohe (!) Zinsen. Und die bringen es, wie im alten Athen bereits, bei Geldwertaufbesserungen (Deflation) und bei entsprechendem Preisverfall zur verhältnismässigen «Überschuldung» der Betroffenen, welche jetzt weniger für ihre Erzeugnisse (Naturalpachten!) erhalten und möglicherweise nun die doppelte Getreidemenge verkaufen müssen, um ihre Zinsen zahlen zu können. Dabei wird ihnen dann von den Gläubigern ihr «Erbe» entwunden, die Herren Ritter und kleinen Adligen verarmen und müssen dann notfalls sogar ein Stück Land nach dem anderen an die Gläubiger, die z. B. bürgerliche Bankiers sind, abtreten. Das nennt man heute noch «Bauernlegen»; die Vorgänge und Tatsachen sind gleichgeblieben.

Umgekehrt erging es bei der Geldwertminderung (bei einer inflationären Entwicklung) den englischen Feudalen. Dort hatte «nämlich die anhaltende Preiserhöhung (Inflation, h. w.) ihre auf der Grundlage nominaler, fester Zinsabgaben berechneten Einkünfte vermindert». (211) Sie reagierten darauf ärgerlich, indem sie wenigstens die Frondienstleistungen (Spanndienste, Hilfen usw.) erhöhten, oder indem sie die Mühlenrechte und Kopfsteuern verteuerten. Ausserdem änderten sie, sobald es geht, die Verträge ab und machen die Laufzeit kürzer, sodass dann schneller nacheinander Zinsen, höhere Entgelte also, vertraglich neu festgelegt werden können.

Aussterben ganzer Adelsgeschlechter

Interessant ist auch eine bevölkerungs-politisch wichtige Tatsache: «Das Erlöschen der (Adels-)Sippen erfolgte im 13. Jahrhundert um so schneller, als mehrere Faktoren zusammenspielen: Die Sterblichkeit (z. B. im Kampf und in Folge von Seuchen, h. w.) und die Neigung der Herren, nur wenige Erben zu haben(!) oder so viele wie möglich in der Kirche unterzubringen, um eine Erbteilung zu verhindern». Hier greifen die Herren dem späteren französischen 2-Kindersystem bereits vor, so scheint es.

Steigerung der Preise

(215) «Das Ansteigen der Preise, besonders der landwirtschaftlichen, im Laufe des 13. Jahrhunderts zeigt den Überdruck, den die zunehmende Nachfrage (Inflation und Bevölkerungsvermehrung, h. w.) auf die Preise ausübt.» Das bewirkte jedoch eher die stärkere Geldfülle und die inflationäre Aufblähung.

Hochinteressant und wichtig ist hier, die von LeGoff (215) wiedergegebene Preisentwicklung, die der Bevölkerungsentwicklung *nicht folgt*, sondern *vorauszieht* scheint.

LeGoff nimmt einen Kornpreis, allerdings aus England aus den Jahren 1160 bis 1179, als Index: Kennziffer 100.

Dann steigt dieser in den Jahren 1180 bis 1199 auf 139,3;
1200 bis 1219 auf 203;
1220 bis 1239 eine kleine Minderung auf 196,1;
1240 bis 1259 steigend auf 214,2;
1260 bis 1279 auf 269,9;
1280 bis 1299 steigend auf 279,2.

Die Bevölkerung hat sich durchaus *nicht* um das fast Dreifache vermehrt! Es liegt also eine Inflation, das heisst Vermehrung der Geldmenge vor; die Preise steigen. Man hatte also «*flüssiges Geld*».

Bei LeGoff, wie bei den meisten Nicht-Monetaristen, hat man den Eindruck, dass sie recht hilflos diesem verblüffenden Wachstum auf allen Gebieten, dieser technischen Erfindungsfülle (vierrädriger Karren, Wendepflug, Pferdegeschirre, Wasser- und Windmühlen, Walkemühlen, wassergetriebene Eisenhämmer und sogar mechanische Webstühle; die Koggen tragen statt des Seitenruders jetzt das Ruder am Heck und haben einen Kompass) gegenüberstehen. Ein «*krätzelhafter Völkerfrühling*», so hat es mal G. Freytag genannt. Aber es kann nur eine monetäre Geschichtserklärung und -betrachtung *diese* Zeichen *bündig* erklären und die Gründe dafür aufweisen, wie sich zeigen wird.

Der Baumarkt

Wie soll man allein zu der Ausweitung des Baumarktes sagen? Pierre Francastel (LeGoff, S. 16) bewundert fassungslos die Kirchenbauflut (seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnend), und meint — «dass man selten gleichzeitig so viele grosse Baustellen sehen konnte».

Und die Entwicklung der Städte rein zahlenmässig? LeGoff hat diesen Schluss nicht gezogen, wohl aber der Deutsche Prof. Heinz Stoob, Münster. Am Beginn des 11. Jahrhunderts gab es im Occident, d.h. im Westen, 50 grössere, namhafte Städte, deren Grösste Paris mit etwa 50 000 Einwohnern war. Am Ende des 15. Jahrhunderts, also 350 Jahre später, war die Städtezahl *auf etwa 5000 gestiegen!* Und Bauen kostet allzeit Geld, mit Bezahlung in Naturalien ist — bei der erforderlichen Arbeitsteilung — den kaufmännischen Aufgaben nicht mehr beizukommen!

Zu Beginn des 12. Jahrhunderts sind in Frankreich gleichzeitig 20 Kathedralen im Bau!

Von den Burgen, befestigten Städten, den Bürgerbauten aus Stein, den Zunft- und Rathäusern, Klöstern und Speisehallen, Hospitälern und Leprosorien (Ausatzkrankenhäuser), den Strassen und Brücken, von der gesamten Entwicklung der Hanse, und der Ostkolonisation sei an dieser Stelle noch völlig abgesehen.

Bewegungsfreiheit

Eine kennzeichnende Erscheinung des Wirtschaftsaufschwungs in Folge *zunehmender Geldflüssigkeit*, ist die Zunahme der persönlichen Freiheit und *Beweglichkeit*. Man geht und kann wieder reisen (die fahrenden Studenten, Gelehrten, Wandermönche und Prediger). Die Pilgerfahrten ins Heilige Land oder zum Grabe des Christusjüngers in Santiago di Compostella erfordern geradezu den Aus-

bau von Reisestrassen (Jakobsweg aus Frankreich bis Galizien), nebst Raststätten, Klöstern, Kirchen, Kapellen und Hospitälern. Sie sind heute noch zu erwandern. Die Kirche legt mit den Klöstern geradezu die Pilgerrouten fest. Sie legt sogar einen gedruckten «Reiseführer» an und gibt ihn wie ein Reisebüro an die Pilger aus.

Die Strasse über den St. Gotthard wird als erste Südverbindung fertiggestellt. Die Herstellung des Papiers wurde in Italien erfunden (zur Zeit Friedrichs des II.) und damit wurde die Druck-Erfindung vorbereitet.

Religiöse Bewegungen tun sich auf: Mystiker, Laien, Beginen oder Begarden. Natürlich fehlt es nicht an Sektierern und Ketzern. Die Naturwissenschaften beginnen sich aus der kirchlichen Beengung zu lösen und wagen sogar, diese zu kritisieren. Die Dichtkunst löst sich von der Ritterepik, und es entstehen die ersten Volksromane und volkstümliche Lyrik und Lieder. Die Musik verlässt den engen ritterlichen und kirchlichen Rahmen, und die ersten, reinen Instrumentalkompositionen erscheinen.

Frauenemanzipation

Und zuletzt, ganz typisch für solch optimistischen und freiheitlichen Entwicklungs«drang»: die Frauen emanzipieren sich! Nicht nur, dass sie wie selbstverständlich Erzieher stellen oder Handwerke betreiben und sogar in den Innungen (Meisterinnen) Sitz und Stimme haben, die ersten Ärztinnen, Professorinnen (Hildegard von Bingen und andere) werden bekannt, und sind geachtet. Da ist es sicher kein Zufall, dass nach der Berührung mit den ostmittelmeerischen, muttergöttlichen Gestalten und den geheimen, weiterbestehenden Frauenvereinigungen aus alten germanischen Überlieferungen, aus der weiblichen, vorzeitlichen Kultur und den Bünden der Frauen, nun auch Maria, die Gottesmutter, frei deren antike göttliche Züge tragen darf und als wichtige Helferin zum Heil, ihren Sohn oft geradezu in den Schatten stellt. Jede neue Stadt will eine Marienkirche für die Volksfrömmigkeit und in Opposition gegen die klerikalen Bischofskirchen und alten dumpfromanischen Klerikermünster, sie will einen gotischen Dom bekommen. Allerdings wird auch die Inquisition begründet, in Abwehr antikirchlicher Regungen und Begebenheiten.

Soziale Fragen

Nicht nur der Reichtum, sondern leider auch manche sozialen Nöte werden vergrößert und werden überliefert. Der Abstand zwischen Bauern und Köttern, Handwerkern, Patriziern und Arbeitern (Knechten) vergrößert sich. Die Zinswucherausbeutung folgt der Ausbreitung der Geld- und Kreditwirtschaft: Damit künden sich künftige Krisen, Revolten und Aufstände an.

Um 1275 bis 1325 (LeGoff, 215) sind die Bankiers von Metz so weit, dass sie ihren «Grundbesitz» aus den Händen geldhungriger Feudalherren erwerben können. Ihre Vermögen sind «am Ende des 13. Jahrhunderts noch vorwiegend aus beweglichen Gütern, Goldbarren, Schmuck, Geld, Stadtrenten und Einkünften bestehend». Jetzt aber scheinen sie sich zu erinnern an die uralte talmudische Regel, man solle das Vermögen zu einem Drittel in Bodenbesitz, zu einem Drittel in Schmuck und einem Drittel in Bargeld, anlegen.

Rückdrängung der Natural-, durch die sich steigernde Geldwirtschaft

Im 13. Jahrhundert hat sich fraglos, so (LeGoff, 200), «der endgültige Rückgang der Natural- gegenüber der Geldwirtschaft» vollzogen (vgl. Abschnitt III «Die Templer»).

Dass der Geldumlauf in der Christenheit zunimmt, sieht man zuerst am Aufschwung des Bergbaus, und noch die geringste Grube soll Höchstförderungen erzielen. So ermahnt Alfons von Poitiers 1267 seinen Senneschal im Ronergue zum Abtäufen einer Silbermine in Orzeals. Fieberhaft sucht man nach neuen Erzadern. Um 1170 eröffnet die Entdeckung reicher Silberminen im sächsischen Freiberg «die erste grosse Zeit in der Bergbaugeschichte des Westens». Diese folgt also der karolingischen, offenbar nicht so bedeutsamen Mine am Rammelsberg (G. Duby, s. HMZ 2/82).

Das liest sich so hin, aber allein das Auffinden und Abtäufen einer neuen Mine setzt bereits voraus, dass eine Zeit der Geldfülle diese Arbeiten ermöglicht. Um keinen Geldmangel, diesen erdrückenden Würgegriff für Geldflüssigkeit und Kultur, Wirtschaft- und Bevölkerungswachstum aufkommen zu lassen, muss man weiteres Rohsilber gewinnen, das den flüssigen Geldumlauf — bei leichter Geldmengensteigerung — aufrechterhält. Lässt der Aufschwung auch nur ein wenig nach oder fallen die Preise allgemein, so verfällt (bei Edelmetallwährung) die Wirtschaft in Winterstarre: die Geldflüssigkeit stockt, das Geldangebot hält keine Marktnachfrage mehr, das dann sofort gehortete Geld wird kaufkräftiger, es wird «wertvoller». Die Preise fallen damit allgemein bei Nachlassen oder Fehlen der geldlichen Nachfrage. Man hat keine Eile mehr, Geld auszugeben, da man jetzt ja bei gehorteten Geldern keinen Schaden mehr hat, weil man morgen billiger und sogar mehr dafür kaufen kann als heute. Das ist der «Reif in der Frühlingsnacht»: die Blümlein des wirtschaftlichen Aufschwungs «verdorren», verwelken! Die Krise naht mit Arbeitslosigkeit, Hungersnöten, Schuldnerelend und Wirtschafts- und Kulturverfall.

Hunger nach Geldmetallen

Daher lebt ewig die Jagd nach neuen Edelmetallen. Man hängt von Zufall und Glück der Funde ab, diesem Zufall liefert man bedenkenlos Wirtschaft und Kultur aus: Illusion des Geldes!

Aber kann das, in jenen Jahrhunderten gefundene Silber — Gold spielt noch kaum eine Rolle im Wirtschaftsverkehr — überhaupt ausgereicht haben? War da nicht — aus allzu wenigen Minen von Bedeutung herstammend — überhaupt viel zu wenig vorhanden, um diese Hochblüte, diesen überraschenden, eifertigen, grossartigen «Völkerfrühling» des Hochmittelalters entstehen zu lassen? Auch diese Fragen, dieses Rätsel scheint jetzt gelöst zu sein. LeGoff und andere berichten zwar kurz — sehr kurz, viel zu kurz — über die Templer und den Templerorden. Das Geheimnis des Ordens und seine Wirkung haben sie nicht gefunden und nicht erfasst, und dieses Geheimnis zu lüften, bedeutet möglicherweise, die Beantwortung der oben gestellten Fragen: Ist die Geldfülle mit der Kulturausweitung allein aus der europäischen Silbergewinnung zu erklären? Oder gab es notwendig viel mehr Silber? Und woher?

Die Geheimnisse des Templerordens

Der Orden der armen Ritter

Vor etwa 670 Jahren endete der wohl grösste soziale Versuch «die grösste multinationale Genossenschaft Europas» mit dem Verbrennungstod, dem die führenden Köpfe in Paris auf dem Inquisitionsscheiterhaufen überantwortet wurden. Mit dem Ordensmeister Jaques de Molay starben Hunderte der führenden Männer nach barbarischen Foltern in den Flammen: Der Orden der Armen Ritter vom Tempel Salomonis, kurz der Orden der Templer oder der Tempelritter, wurde «ausgebrannt». Mit den Inquisitionsfeuern erlöscht im damaligen Zentrum Europas, in Frankreich (Burgund und Aquitanien), Italien, Flandern und Spanien der rätselhafte, ebenso reiche wie mächtige Kreuzritterorden der Templer.

Eines der Templergeheimnisse gelöst

Vor wenigen Jahren konnte man das Geheimnis des wirtschaftlichen Erfolges und Wohlstandes entschlüsseln. Es erscheint, wie nach der gelungenen «Untersuchung» in einem Kriminalfilm, ein kleines Indizium, das man im französischen Staatsarchiv zufällig auffand, und schenkte die «Lösung». Sorgfältige archäologische, ethnologische und soziologische Arbeiten dienten zur Absicherung des Fundes und des bis dahin gefundenen Ergebnisses. Man fand im Staatsarchiv ein bislang unbeachtet gebliebenes Siegel, mit der zunächst nichtssagenden Umschrift «Sekretum-templi» (Geheimnis des Tempels). Dies wurde zum alles aufklärenden Beweisstück.



Das zweite Geheimnis bleibt

Der Inhalt der geistigen, religiösen Geheimnisse, der Lehren und Regelordnungen des Ordens ist nicht über Vermutungen hinaus entschlüsselt worden. Diese Vermutungen besagen, dass die Templer sich von Anfang an eine andere als eine ritterliche, kriegerische Aufgabe im Heiligen Lande gestellt hatten. Man vermutet, dass ihr *Wohnsitz*, den sie in Jerusalem von Balduin dem II. angewiesen bekamen oder wählten, nämlich ein Palastflügel in der Nähe des alten, salomonischen Tempels, sowie ein 10 Jahre währendes, stilles *Studium* an dieser Stelle, welche der König in der Nähe seiner Residenz den Templern zugestanden hatte, darauf schliessen lässt, dass sie archäologische Messungen und Untersuchungen an der gleichen Stelle, an der der Tempel Jerusalems lag, vorgenommen haben müssen. Dort sollen sie auch, wie man ihnen vielfach mit Missgunst nachsagte, mit jüdischen und arabischen Gelehrten Umgang gepflegt haben.

Unbegreiflicher Reichtum

Kampfhandlungen und Verteidigungsleistungen, an welchen die Ritter des Tempels, geschmückt mit dem achtzackigen, roten Schulterkreuz, teilnahmen, erfolgten aber, abgesehen von einer allgemeinen Strassensicherung vom Meere bis Jerusalem, eigentlich erst beim Abzug und Verlust der Heiligen Stätten. Inzwischen war der Orden (nicht der Einzelritter, welcher unbedingte Armut mit unbedingtem Gehorsam gelobt hatte), längst zu unbegreiflichem Reichtum, zu einer grossen Flotte im Mittelmeere, zu etwa 10'000 Burgen und Komtureien (Handels- und Bankniederlassungen), 2 Millionen ha an Land und der erfolgreichen Fertigstellung von 180 Kirchen (darunter 80 riesige, gotische Kathedralen), gekommen. Tausenden von Königen, Fürsten, Adeligen, Bischöfen usw. hatte er Gelder geliehen, aufbewahrt oder ihre Forderungen und ihre Steuern eingetrieben. Bei Hungersnöten hatte er unentgeltlich, aber dem Gelöbnis entsprechend, geholfen. All dies geschah unter der Devise: «Nicht uns zur Ehre, Herre Gott, sondern zu Deinem Lobe allein, geschieht dies».

Staat im Staate

(Ein multinationales Bank- und Handelshaus)

Neben den völlig neuen Banktechniken, die die Ritter entwickelt hatten, überwiesen sie im Auftrage von Kaufleuten wie von Adeligen riesige Geldsummen per Scheck oder Wechsel und zahlten per Anweisung in ganz Europa Gelder aus, und das eben so prompt wie gesichert gegen Diebstahl und Verlust.

Sie waren in 200 Jahren schliesslich, seit der Gründung (1118) und der Bestätigung durch das Konzil von Troyes (1128) als «Arme Ritter Christi» zum grössten Wirtschafts- und Bankunternehmen Europas geworden, aber auch ebenso ein Staat im Staate, an dem niemand vorbeigehen oder vorbeigelangen konnte. Überdies hatten sie sozusagen ein stehendes Heer von kampferprobten, stets einsatzbereiten Rittern zur Verfügung. Durch die Verfügungen des Konzils und des Papstes und die Billigung von König und Papst war der Orden privilegiert: Er war steuer- und abgabefrei, auch zollfrei, er hatte eigene Rechtssprechung über seine Angehörigen und unterstand weder dem Landesherrn, noch dem König, sondern völlig und allein dem Papst.

Ein inneres Geheimnis aus den alten Mysterien?

Das *innere* Geheimnis — wie gesagt nie geklärt und nie verraten, denn die Todesstrafe stand auf solchen Frevel — ist längst noch nicht ergründet.

Zu seinen Merkwürdigkeiten gehörte offenbar eine starke religiöse Freizügigkeit, welche der Dogmatik Roms völlig entwachsen war. Die Weigerung, sich an der Verfolgung der Albigenser und Katarher im «Ketzerkriege» zu beteiligen, legt den Schluss nahe, dass sie nicht Kämpfe suchten mit denen, die wie sie selber, dem Manichäismus nahe standen. In Ernst und Lebensführung waren jene Katharer (die «Reinen») zur damaligen Zeit vorbildliche Gläubige, und man meint, dass die Templer mit diesen eine religiöse, geistige Verbindung hielten und hatten. Jüdisches Geheimnisgut (Kabala) und arabische Toleranz, überdies wissenschaftliche Bildung (arabische Mystik und Alchemie) verbanden sich in ihrer Lehre augenscheinlich mit dem Mysterien-Wissen des Pythagoras (Lehre von der harmonikal Weltordnung). Geheimgehaltene Lehren ihrer Bauhütten, welchen wir die nach harmonikalen Gesetzen gebauten Dome verdanken (Lehre vom goldenen Schnitt, man vergleiche das Buch von Louis Charpentier über Chartres!), wurden nach dem Feuertode der Ritter offenbar von Flüchtlingen nach Deutschland und Portugal überbracht, wo sie in den «Bauhütten» bewahrt und fruchtbar wurden. Der Untergang der Wissenschaft wie dieses Geistes setzte jenem rätselvollen Hochmittelalter aber in allen Ländern ein Ende.

Sekreta templi

Während wie gesagt, das geistig, religiöse Leben der Templer nach fast 700 Jahren noch der endgültigen Erhellung harrt, konnte das erste der erwähnten Geheimnisse inzwischen völlig gelöst werden, wie im folgenden dargestellt werden soll. Damit ist aber eines der grössten Rätsel der Entstehung des Hochmittelalters in Westeuropa aufgedeckt worden.

War etwa damals die «Hebamme» Geld zur Stelle?

Wirtschaftserfolge

Was aber leistete der Templerorden für die Wirtschaft Frankreichs und darüber hinaus für seine Einflussgebiete in Europa, vom Ostmittelmeer an bis zu den Küsten Spaniens, Portugals, Englands, Italiens und den deutschen Landen, zugleich mit den nordischen Ländern? Worauf beruhte diese seine Leistung? Was verbirgt sich also hinter dem «Geheimnis» der Templer?

Es reichte bis jetzt offenbar die Aktenmenge, die den Historikern zur Verfügung standen, nicht aus, um das Doppel-Geheimnis zu lüften. Wie so oft fehlten überdies die Kenntnisse des Bankwesens und der Geldwirtschaft, mit ihren eigenen Gesetzen, um hier und da die wenigen bekannten Tatsachen zum Sprechen zu bringen. Eines ist sicher: die Templer haben es geschafft, in jenen kriegerischen Zeiten der Kreuzzüge in unvorstellbar schneller Zeit aus kleinsten Anfängen (9 Ritter) ein Weltunternehmen aufzubauen; und de Mahieu sagt: «Sie waren die Multis der damaligen Zeit, und wie diese mit unvorstellbarer Macht und Reichtum ausgestattet. Dies gelang ihnen sogar gegen die Konkurrenz der Hospitaliter, die stets bedacht waren, ihnen den Rang streitig zu machen oder wenigstens doch einen Bremsklotz vorzulegen» (L. Charpentier).

Wirtschaftspolitik der Templer

Louis Charpentier (Seite 52): «Den Templern bleibt keine andere Wahl hinsichtlich ihrer Politik. Ihre freundschaftlichen Beziehungen zum Orient werden durch die Klugheit wie durch Interessen bestimmt. Zweifellos sind sie sich als Soldaten klarer darüber als jeder andere, wie unsicher und fragwürdig militärische Eroberungen sind. Andererseits aber sind die Kreuzzüge hinter ihrer religiösen Fassade ein gewaltiges, kaufmännisches Unternehmen». Die Templer stehen an der Spitze dieses Unternehmens. Ihre wachsende, wirtschaftliche Macht gründet sich grösstenteils auf den kleinasiatischen Markt.

«Als Reeder stehen sie an vorderster Stelle. Ihre gewaltige Flotte lebt von den orientalischen Häfen. Jedes ihrer Schiffe fasste angeblich 1500 Personen. Verständlicherweise hätten sie lieber Waren befördert als Truppen (z.B. für Ludwig den Heiligen), zumal sie lange mit der Stadtverwaltung von Marseille um das Recht gekämpft hatten, hier Fracht aufzunehmen.»

«1291 verliert das Abendland in der Katastrophe von Akkon endgültig den Rest seiner vorderasiatischen Gebiete. Tapfer decken die Templer den Rückzug, begründen auf Zypern eine Zwischenlandestation und ziehen sich weiter über Rhodos nach Europa zurück.»

Und doch: «ihre hiesige Macht ist mit jedem Jahr gewachsen. In 17 Ländern haben sie ihre Komtureien (Vorrats- und Bankhäuser) und sind zu einem Staat im Staate geworden». Die Frage nach der Herkunft der Reichtümer lebt erneut auf. Überall — König Alfons von Aragonien beabsichtigte sogar, dem Orden seine Regentschaft testamentarisch zu vermachen! — gehörte die Überwachung von Maßen und Gewichten zu den Aufgaben des Templerordens. Das verleiht ihm in jenen Zeiten ein fast mystisches Ansehen».

Im Temple, der ihm im Herzen von Paris geschenkt und von ihm entsprechend ausgebauten Burg, nimmt er sein Hauptquartier. Die französischen Könige vertrauen ihm dort zeitweilig — wie andere Fürstenhäuser an anderen Stellen, ihre Schätze und den Steuereinzug, den Staatsschatz und dessen Verwaltung an. Im gleichen Maße leihen sich die Grossen beachtliche Summen und zahlen sie auch zurück, das gilt für Fürsten wie für Päpste.

Das dürfte einen einzigartigen Erfolg signalisieren und — urgewaltigen «Kredit» — und das ist Vertrauenswürdigkeit.

Reichtum aus der Alchemie?

Da die Templer — ihrer geistigen Zucht entsprechend — im Stillschweigen geübt sind, haben sie neben dem Kredit auch Neid zu tragen, der sich mit Bewunderung paart. Immer wieder munkelt man: Da sie Alchemie betreiben, müssen sie den Stein der Weisen aufgefunden oder hergestellt haben. Das aber heisst, sie müssen das Geheimnis besitzen, aus Steinen Gold oder jedenfalls doch Geld machen zu können.

Nun, der Stein, den die Templer fanden, entstammt keiner Retorte, sondern entspricht zu einem gewissen und grossen Teil einer für die damalige Zeit eben einzigartigen Finanzgebarung, einer möglicherweise aus alten Schriften (Rom, Byzanz) angeregten Finanzierungs- und Banktechnik.

Ein kühnes Bankwesen

Und in der Tat ist das Bankwesen der Templer von bislang ungeahnter oder ungenutzter Kühnheit. Wie modern mutet das alles an: «Eröffnung von laufenden Konten, Aussetzen von Renten, Pensionen, Darlehen, Bürgschaften, Konsignationen (das sind Warensendungen, um damit nach Vorschriften zu verfahren), Pfandleihe, Inkasso, Führung von Sonderkonten, internationaler Geldtransfer, Wechselgeschäft». «Auch ein regelrechter Giroverkehr wurde national und international betrieben» (Charpentier, S. 56).

Was das alles bedeutet bei der Unsicherheit der Transportwege über Land und See, bei den häufigen Schiffbrüchen, bei der Räubergefahr auf den Strassen, ist beachtlich. Uns sind Wechsel erhalten geblieben, welche das Staunen der Fachwelt erregt haben. Die Medici, als Florentiner Bankiers, haben erst viel später dergleichen wieder aufgegriffen.

Die Templer berechneten und nahmen voraus die Kursschwankungen der verschiedenen Wechselkurse wahr. Die beträchtlichen Maklergebühren und das Aufgeld waren im voraus zahlbar! Ein Jahrhundert später wird Jacques Coeur, ebenfalls Alchimist, Bankier und Reeder, ihnen über die Schulter schauen und sie erfolgreich nachahmen.

Reichtum und Einfluss

So arm wie die einzelnen Ritter bleiben an irdischen Gütern, so reichen Einfluss hat der Orden als Genossenschaft. 200 Jahre dauert der ungewöhnliche Aufstieg ungehindert an. Wie sollte der Neid nicht parallele Fahrt und Aufwind gewonnen und genutzt haben?

Es sei noch einmal hingewiesen auf die Grossgeldgeschäfte, die uns von den Templern bekannt geworden sind. Viele Schenkungen wurden den Templern gemacht, was zweifellos mit ihren diplomatischen und fernkaufmännischen Geschäften und Erfolgen zusammenhing. Wenn sie Richard Löwenherz auf eigenen Schiffen geheim und sicher nach Europa bringen konnten, so konnten sie sehr wohl eines königlichen Geschenkes für diesen Passagier gewiss sein. Das mindeste war, und das hören wir, dass Englands König (Charpentier, S. 54) durch die Ritter ihr persönliches Vermögen anlegen und verwalten liess.

Philipp der II. übertrug ihnen die Verwaltung des Staatsschatzes. Philipp der Schöne hätte gerne seinen Louvre zur französischen Zentralbank gemacht. Er war ein Genie der Gier und der Intrige! — Aber er musste das Bankgeschäft bald wieder den Templern überlassen, die ihm in jeder Weise voraus waren an Sorgfalt und Kredit. So versuchte er wenigstens zunächst eine gute persönliche Beziehung zu den Templern herzustellen, indem er Jaques de Molay (1304) zum Taufpaten für seine Tochter erwählte. Dafür konnte er bei Etatschwierigkeiten auf die Templer rechnen.

1297 lässt Philipp der Schöne sich 2'500 Livres vorstrecken, wenn das möglicherweise auch nicht mehr das alte Silbergewicht Karls des Grossen ausmachte (eine Mark entsprechen etwa 375 g des Metalls), so war das doch erst ein Anfang. Im folgenden Jahre schon holte er sich an der gleichen Quelle 200'000 Florins, das sind dann schon entsprechende Goldstücke, die ursprünglich aus Florenz kommen. Um 1300 borgt er für die Mitgift seiner Tochter 500'000 französische Franken.

Er ist also den Templern sehr verpflichtet, was grossen Herren aber im **allgemeinen** peinlich ist und sogar noch ihren Neid anreizt.

Krisendrohung

Im Jahre 1306 gibt es eine Währungskrise. Man munkelte: die **Templer hätten den Münzumlaf verringert**. Vermutlich hat aber die königliche Münze den **Feingehalt** (um 65% heisst es! (Ch. S. 60) verändert. Die Preise steigen (**Inflation**) allgemein und schnell an. Das Volk war geprellt und revoltierte, sodass der König gezwungen war, in die **Templerburg** zu fliehen, um dem **Volkszorn** auszuweichen. Dabei soll er «geahnt» haben, dass die **Templer den Volksaufstand gefördert hätten**. Möglicherweise wohl, um von sich selbst abzulenken und sich vor dem **neidischen Volke** zu schützen.

Das war demütigend für den herrschsüchtigen und habgierigen König. Und er erbat erneut die Aufnahme in den Ritterorden. Das geschah aber **zweifellos in der Absicht**, sich eines Tages als dessen **Grossmeister wählen zu lassen** und damit auch die **Reichtümer des Ordens geniessen zu können**. Erneute **Demütigung**: Der Orden lehnte dieses Vorhaben strikte ab.

Neben der Habsucht hatte Philipp der Schöne aber noch andere Gründe, dem Orden gram zu sein. In seiner ewigen Geldverlegenheit und **Geldgier** hatte er dem **Klerus die Rechtsprechung** aus der — geöffneten! — Hand entwunden und den **feudalen Herren** das **Münzregal** (das **Prägerecht**) abgenommen. Dabei war ihm der weitverbreitete, **reiche Orden** ein ärgerlicher Stachel im **Fleische**, denn dieser war laut ergangener **Bevorrechtung** auf **alle** Zeit **abgabe- und steuerfrei** sowie auch noch in seinen eigenen **Belangen, Ländereien und Komtureien** mit **eigener Rechtsprechung** ausgestattet!

Und: während der König gegen England zu Felde ziehen muss, **steht hinter ihm ein Templerheer** von 30'000 Rittern tatenlos, unwillens zur **Hilfe**. Einfach nur **demonstrativ** **Gewehr bei Fuss** und zur **freien Verfügung** für den **Grossmeister**, der überdies sich — mit **Recht** — als «von **Gottes Gnaden**» bezeichnet. Das aber war ein **Titel**, den sich **Philipp dem dreisten Papste gegenüber soeben selber zugelegt** hatte.

So steht es kurz vor dem **Überkochen** der **königlichen Wut**.

Das kirchliche Zinsverbot

Zu den **Bankgeschäften** des Ordens zurück! Man hat den **Verdacht** und meint — eingedenk des **schnellgewachsenen Reichtums** — der **Orden müsse das kirchliche Zinsverbot**, das immer noch gültig war, **umgangen haben**, und **über überhöhte, heimlich genommene Zinsen**, auf **Kosten seiner Schuldner reich** geworden sein. Aber das ist **niemals bewiesen** worden.

Der Orden hatte eine **wichtige Bedingung** des **Geldverkehrs** erkannt und **beherzigt**: **Geld darf nicht untätig** in **Truhen, Kästen** und **Horten herumliegen** und **faulenzen**. **Untätiges Geld** erzeugt **untätige Menschen**. Es **verhindert**, dass **alle Menschen** am **Tausch teilnehmen können**, **hindert sie** daran, **Werte zu schaffen**, **macht sie arbeits- und brotlos**.

Geld muss rollen!

Dagegen ist der schnell erfolgende «Handwechsel» mit der entsprechenden Waren- und Güterbewegung hin zum Verbraucher das wirtschaftliche Ideal und zugleich das Idealgeschäft für jegliche Bank, denn am Umschlag, am Umsatz wird jedesmal verdient und Reichtum fliesst so in die Kassen der «Genossenschaft», die schliesslich der «Orden» darstellt.

Auch Papst Bonifatius der Achte war der gleichen Auffassung geworden (1294–1303), vielleicht auch als Nutzniesser zu dieser Erkenntnis gelangt, und hatte ganz im Sinne der Templer eine Bulle erlassen des Inhalts: «Wer bei sich daheim Geld schlafen und untätig liegen lässt, wird exkommuniziert» (1303 im «glossar DE CAUPA), das heisst, er wird aus den kirchlichen wie weltlichen Gemeinschaften ausgeschlossen, drastisch ausgedrückt: «Solch ein Unchrist kann sich dann jemanden suchen, der ihn dann dermaleinst beerdigen wird». Das war damals eine gewichtige Drohung, ein harter Bannstrahl!

Soweit mir bekannt, nimmt erst der Papst Clemens der Neunte (1667) diese Drohung als «Erinnerung» wieder auf, indem er auf seine Kirchenstaatsmünzen die Umschrift anbringen lässt «Noli thesaurare!» (das heisst: Du darfst diese Münze nicht verschatzen oder horten!«).

Geldwirtschaft und Feudalismus

Eine weitere «Modernität» hatte der Orden aufgegriffen und selber mit zum Tragen gebracht: Die Zeit der kleinen und grossen Grundbesitzer war vorbei! Mittels der Geldwirtschaft konnte man den Feudalismus aus dem Sattel heben. Sobald die Geldwirtschaft erfunden wurde und sich ausbreitete, ist sie dem trägen Tauschhandel und dessen beschränkter Vermögensbildung (man kann ja keinen neuen Boden «schaffen», allenfalls in sehr begrenztem Masse Restbestände neu urbar machen) in der Landwirtschaft «haushoch» überlegen. Also nehmen die Feudalen bald an der Geldtauschwirtschaft teil, mit dem Erfolg, dass sie — bei Privateigentum an Boden — schnell beliehen und schnell verschuldet, ja überschuldet werden.

Damit tut sich ein neues riesiges Spesen eintragendes Bank- und Geldgeschäft auf. Zunehmender Verschuldung der Landwirtschaft (geradezu und heute und nach dem 2. Weltkrieg ganz besonders) steht aber eine riesige, neiderweckende Vermögensbildung auf der Geldseite gegenüber!

Hilfe für die Schwachen

Das wirkt sich bereits bei den Templern so aus, dass sie einerseits in ihrer Toleranz, besonders den Kleinen gegenüber, grosszügig waren und es ihnen in der Tat ernst war, mit der Hilfe für die Armen und Schwachen. So gaben sie als erste ihren leibeigenen Bauern die Freiheit wieder. Und bei ihren überseeischen Eroberungen, wenn man ihre Handelswege und -Ziele nachvollzieht, müssen sie auch — und zwar bewusst, wenngleich geheim — die Fremd- oder Naturvölker sehr menschlich und geschickt behandelt haben, obwohl sie, der Zeit entsprechend, aus dem Orient sich sogar eigene Negersklaven mitgebracht hatten.

Volks- und Menschenfreundlichkeit?

Auch dass sich bei den Templern Muslimische und andere Freiwillige gerne meldeten, ihre Offiziere öfter Muselmanen waren und auch zu Ordensbrüdern erwählt werden konnten, könnte mit dieser allgemein gepflegten Menschlichkeit zusammenhängen.

Aber auch die «volkstümlichen» Kathedralen künden von einer geradezu «demokratischen» volksnahen Gesinnung, welche die Templer zu pflegen beabsichtigten (LeGoff, 74). Daher ist wahr, dass die Kathedrale, die Kirche der Stadt ist, (meist der Maria geweiht, «Notre Dame», h. w.), das heisst, dass sie mit einem demokratischen Ziel erbaut wurde und dass diese Kathedrale Menschen belehrt(1) und zwar besser als die Abteien, die nur für die Mönche bestimmt waren. Und man kann und muss sagen, dass diese welt-geistliche Belehrung sich auf die Landwirtschaft und den Handel erstreckte. Dazu gehörte der Geldhandel ebenso, wie die Handwerkskunst, die sich daraus entwickelte und auch die Erziehung, die von solch einer Förderung abhängt.

Die Entwicklung des Geld- und Bankwesens lag genau auf der Linie, die für die weitere Entwicklung der damaligen Zivilisation nötig geworden war (LeGoff, S. 172). Es gab dadurch die sicheren und fruchtbaren Handelsberührungen in den von den Templern «bedienten» Provinzen: Die Unsicherheit von kaufmännischen Voranschlägen und Rechnungen wurden endlich überwunden. «Die Bank der Templer war absolut gewissenhaft und ehrlich, das zeigt sich unter anderem daran, dass die finanziell Wohlhabenden darum baten, ihr Geld bei den Templern hinterlegen zu dürfen, ja, ihnen sogar die Rechnungsführung anvertrauten.» «Sogar das Vermögen zahlreicher Bistümer wurde den Häusern der Templer anvertraut. Auch der König von Frankreich hinterlegte den königlichen Schatz — wie bereits vermerkt — in den ‚Tempel‘ von Paris...» «Der Komptur von Payns war gleichzeitig königlicher Steuereinnahmer der Champagne und Flandern. Die eingezogenen Steuergelder wurden unter dem Schutz von Ordensrittern in die Schatzkammern des Templerhauses von Paris transportiert.» «Weil die Templer immer über beträchtliche Mengen Hartgeld verfügten, lag es nahe, es zu verleihen. So liehen sie dem König grosse Beträge... Sie borgten auch häufig Bistümern, die nur durch dies Gelder ihre Bauten ausführen konnten.» «Auch Privatleuten borgten sie Geld... So existiert der Text eines Darlehensvertrages mit Pierre Drete von Sarragossa und seiner Frau Elisabeth aus dem Jahr 1135.»

«Auch Pfandverleih praktizierten sie... Als die Templer 1307 verhaftet wurden, fand man in den Templerhäusern genaue Inventarlisten der hinterlegten Gegenstände, auf die sie Geld gegeben hatten. Der König nahm übrigens diese Listen an sich und liess die für diese Gegenstände geliehenen Beträge für seine eigene Kasse eintreiben, wahrhaft königlich!»

Es wäre ein leichtes gewesen, aus diesen riesigen Beträgen «Schätze anzusammeln»: «Aber es ist fast sicher, dass sie es nicht taten, abgesehen von den Geldern, die sie für ihr Bankwesen benötigten».

«Wenn sie, die Templer, gewollt hätten, hätten sie das ganze Handelsleben dirigieren können, aber sie taten es nicht.» Die Templer hatten augenscheinlich — am Wohle der *gesamten* Christenheit ausgerichtet — eine grossartige, *volkswirtschaftliche* Entdeckung gemacht und entsprechend gehandelt: allen Menschen,

allen die arbeiten wollten und konnten, dient nur ein Tauschmittel, ein Geld, nur so lange, als es sich in lebendigem Umlauf befindet, *Geldflüssigkeit* also!

«Kultur, Handel, Kunsthandwerk und Bauwesen — und das war ihr genossenschaftlicher Grundsatz! (h. w.) — konnten sich nur weiter entwickeln, solange das Geld in lebendigem Umlauf war.» ... «Das gesamte Geld über das der Tempelerorden verfügte, wurde zum Kauf von Waren benützt.» Der Schatz der Orientarmee, den Jaques de Molay zurückgebracht hatte, als man die dortigen Gebiete aufgab, diente dem Orden zum Kauf von Ländereien im Rhonetal und bei Trier. Auch die grossen Schenkungen und Erbteile, welche der Orden zugewandt erhielt, dienten meist dem Landerwerb. Dieses Land wurde wohl meist in Pacht weitergegeben. «Dieses territoriale Wachstum erfolgte so rasch, dass Philipp der Schöne kurz vor der Verhaftung der Templer einen Erlass vorbereitet hatte, um diesen Landerwerb zu untersagen; einen Erlass, den er aber schnell wieder zurückziehen musste.» Die Templer waren schon zu mächtig und er war augenscheinlich schon viel zu stark in der Hand des Ordens.

So war der Orden ihm gewiss ein Dorn im Auge, natürlich musste auch solch ein steuerfreier Besitz ihn reizen (wo er doch ständig an Geldmangel litt — er war ja doch im Grunde nur ein Feudalherr!) sich alles einzuverleiben und anzueignen. Weltliche Macht (gemeint ist feudale Landadelsmacht, h. w.) kann sich nur durch Unterdrückung oder durch Geldgeschenke halten, meint Louis Charpentier (S. 181) und er zieht die Summe, wenn er feststellt, dass eigentlich die *ganze Macht im Staate* bereits auf den Orden übergegangen war.

Waren die Ritter nicht bereits zum «modernen Staat» im alten Feudalstaate geworden? Der Orden besass sogar die beste Armee, ein stehendes Heer, dem ein grosser Teil des Adels selber angehörte und gehorsam war. Was vermochte der König, mit dem «Reststaate» schon, wenn zur Macht der Templer noch deren Reichtum an Geld und Geldforderungen hinzugerechnet werden musste?

Die Bischöfe und der Klerus wären bald nichts anderes mehr als Diener Gottes *ohne* weltliche Macht gewesen. Der Adel wäre nicht mehr oder weniger geworden als eine folgsame Ritterschaft, «die unter dem Schutz des Templerordens nur zwei Möglichkeiten gehabt hätte: Entweder adelig im grossen Sinne des Wortes oder ein Nichts zu sein» (S. 181).

Befreier

Getreu den Absichten des Ordensgründers, gemäss den hohen Idealen, welche diese dienende Schar und Genossenschaft zu einer verschworenen, geheim geschulten und «verantwortlichen Ritterschaft und Gemeinschaft» zusammenschmiedete, lebten und fühlten sich diese «armen Ritter Christi» vor allem als Befreier.

Denn die abendländischen Aufgaben zielten dahin «die Menschen von äusseren Notlagen zu befreien», das heisst allgemein von der feudalen Ausbeutung (Leibeigene machten die Ritter zu Verwaltern!), von den Krisen und Hungersnöten (Kornsilos für Notfälle in allen Komptureien!). Während früher Hungersnöte an der Tagesordnung waren, blieben sie in der Templerzeit so gut wie vollends aus. Auch die Furcht vor Raubüberfällen und die allgegenwärtigen, überflüssigen Zölle, welche die Lehnsherren für die Benutzung von Strassen und Brücken erho-

ben, waren vorbei. Aus dem einseitigen Machtrecht hätten sie ein Schiedsrecht machen wollen. Die menschliche und geistige Entwicklung hätten sie durch Einrichtung weiterer religiöser und sozialer Einrichtungen und Bauwerke mit geistig wirksamen Fundamenten versehen, sowie ihre gotischen Bauten, die eindrucklich auf die kosmische Harmonie und Gesetzlichkeit verwiesen und die Blicke auch des schlichtesten Menschen nach oben wenden liessen.

Sekretum Templi

Eines der grössten, ja das entscheidende Geheimnis der Templer, harrt aber noch der Besprechung: Woher kam das Silbergeld mit dem die Templer «arbeiteten», Dome und Kirchen bauten und das sie in geschwinden Umlauf brachten und auf schriftlichen Befehl (Wechsel, Giroverkehr) in ihrem «ganzen Europa herumtrieben»?

«Woher aber kam das Silber, das am Ende des Mittelalters, vor Christoph Kolumbus im Umlauf ist?» (Charpentier). «Silbergeld ist im hohen Mittelalter zunächst noch sehr selten. Eher hatte man allgemeine Bronze oder gar Gold zur Verfügung», meint Charpentier. Auch De Mahieu sagt dies eindrucksvoll: «Die Verkehrsverhältnisse sind jedoch nicht das einzige Hindernis, das den Handel erschwert. *Bargeld ist knapp* im Mittelalter, man hebt es sich im allgemeinen auf, um damit Steuern zu bezahlen. Tauschhandel ist auf dem flachen Lande die Regel. Aber ohne Geld ist Handel in grösserem Umfang schwierig. So gründet der Templerorden eine Bank, das haben wir bereits vernommen.

«Vor dem 11. Jahrhundert ist Europa arm, nichts findet sich im Umlauf. Das Geld ist sehr knapp. In Europa gibt es — gegenüber Amerika — herzlich wenig Silberminen. Die grösseren in Tirol und Ungarn, im Harz und in Russland sind noch gar nicht erschlossen», noch nicht einmal gefunden. So pflichtet Charpentier De Mahieu bei. De Mahieu schreibt: «Die meisten französischen Städte vor allem nördlich der Loire sind nichts anderes als kleine Menschenansammlungen, mit äusserst beschränkten Mitteln. Das Geld ist knapp und läuft nicht um.»

«Wenn eine Gemeindeverwaltung einige Mittel besitzt oder sich verschaffen kann, sind die Bauten, die sie in Auftrag gibt, in erster Linie Mauern, die ihr einen relativen Schutz vor den unaufhörlichen Kriegen und den Räuberbanden gewähren. Beide machen vor offenen Städten nicht halt» (S. 22).

(31) «Silbermünzen gibt es praktisch nicht. Diejenigen aus der Römerzeit (und der Karls des Grossen, h. w.) sind durch Abnützung längst verschwunden.

Aus Palästina, wo sie einen höheren Wert, als die Goldmünzen haben, bringen die Kreuzzüge nur wenig davon heim. Als das heilige Land evakuiert wird, braucht der Templerorden nicht mehr als 10 Maultiere, um seinen Schatz abzutransportieren: Noch nicht einmal 1 Tonne! In Europa sind keine Silberminen in Betrieb. Die deutschen sind noch nicht erschlossen, die russischen noch nicht einmal bekannt.»

Am Ende des Hochmittelalters aber, ist «das Weisse», wie François Villon es nennt, schon die gängige Münze. «Vom 12. — 14. Jahrhundert wächst und verbreitet sich der Reichtum, durch den Aussergewöhnliches verwirklicht werden kann: Unter anderem die Kathedralen» (Charpentier).

Es muss hinzugefügt werden: die Ereignisse der Städtegründungen (von 50 auf 5000 in 300 Jahren!) und die Ausgabe grosser Silbermünzen, die nur als Recheneinheit (Grossus) geplant waren (gemäss den Münzvorschriften Karls des Grossen) und dann die Entwicklung der Gotik, der Universitäten und der Naturforschung und Philosophie, der tiefreligiösen Mystik, der Hanse, der Ostkolonisation und vieles andere mehr, geschehen jetzt, zu unserer Verwunderung!

Der gewissenhafte, hochgebildete Geschichtsschreiber Jean de la Varende (Charpentier, S. 164) hat doch wohl seine Vermutung zu Recht berichtet (In «Die Edelmänner»): «Die Templer hatten eine vorzüglich ausgerüstete Flotte, mit tüchtigen normannischen und bretonischen Seemännern; diese schickten sie regelmässig, lange vor Kolumbus, nach Süd- und Mittelamerika.»

Dort haben sie geheim — wie die Phönizier und der heilige Brendan — und offenbar freundschaftlich und ohne Greuelthaten, wie es ihren geheimen Ordensrichtlinien entsprach, von den Einheimischen Rohsilber eingehandelt und in La Rochelle an der französischen Atlantikküste an Land gebracht.

Erst De Mahieu konnte das Geheimnis restlos aufklären. Als Ergebnis seiner jahrelangen, anthropologischen und ethnologischen sowie soziologischen Forschungen in Mittel- und Südamerika fand er die volle Aufklärung des einen, des ersten Templergeheimnisses (Sekretum Templi): Die um 970 eingewanderten, seefahrenden Wikinger hatten die ersten «Kulturbringer» für Mittel- und Südamerika «gestellt». Sie hatten — was durch Sprachreste, Ausgrabungen und Runenschriften an Felsen entlang ihrer Handelsstrassen von de Mahieu sich beweisen liess — die Metallgewinnung und Metallschmelze durch indianische Arbeiter, aus befreundeten intelligenten Bundesgenossen, bereits betrieben. Sowohl in Peru (Parco) wie im heutigen Bundesstaat Piao und Bahia (Brasilien) hatten sie — dort mehr als hier — Edelmetalle gefunden. Dazu hatten sie entsprechende Schmelzöfen, Transportstrassen (parallel zum Amazonas durch Paraguay) und Häfen mit Verladegelegenheiten und sogar Werften gebaut. De Mahieu gelang es sogar, eine steinerne Gussform zu finden, in der das erschmolzene Silber zu Barren umgeschmolzen wurde, um für den Land- wie Schiffstransport handlich zu sein. Der Forscher schätzt, dass die Templer in ihren Häfen der Normandie den Steuerleuten der Normannen (Wikinger) das Geheimnis abhören konnten und insgeheim die Segelanweisungen der normannischen und irischen Seeleute gewannen, um die Häfen Brasiliens und sogar Mittelamerikas, die sich in den Händen der Wikinger und Iren bereits befanden, anlaufen zu können. Seiner Schätzung nach haben die Flotten der Templer über 150 Jahre hinweg insbesondere Silber auf diesem geheimgehaltenen Seewege nach Frankreich eingeführt.

Als Gegengabe lieferten sie den amerikanisch-normannischen Wikingern Bauleute aus den Dombauschulen und Rinder und Pferde sowie mancherlei «Know-how».

Die «amerikanischen» Wikinger hatten sogar ein bedeutendes Reich am Titicacasee aufgebaut, so berichtet de Mahieu. Sie verloren es nach einem kriegerischen Eroberungszug der chilenischen Araukaner, und verloren ebenfalls ihre Hauptstadt Tihuanacu. Aber 10 Jahre später konnten ihre restlichen Überlebenden mit Bundesgenossen aus den Indianerstämmen und deren Hilfe zurückkehren und das spätere *Inkareich* aufbauen. Das Wort Inka entstand nach De Mahieu aus dem nordischen Wort Ing, das «Nachfahre» bedeutet.

De Mahieu berichtet ausserdem, dass die Templer zunächst versucht hätten, in die alten europäischen Römerminen, die Silberminen von Toulouse, wieder einzudringen und sie wieder zu eröffnen. Ihre Bemühungen waren vergeblich. Die Minen erwiesen sich als bereits leergeäumt.

Trotzdem hatten sie aus Deutschland Berg- und Hüttenarbeiter verpflichtet, die sie in La Charbonnière völlig isoliert und unter strengster Bewachung untergebracht hatten. Auch als die Minen wieder geschlossen wurden, arbeiteten die Silberhütten aber weiter! Die Herkunft ihres nach dort geführten Silbers konnten die Templer ebenfalls geheim halten.

«In den nahen Komtureien von Lakome, Sourde und Eremitage werden die Münzen geprägt. Dem gleichen Zweck dienen die für uneinnehmbar gehaltenen Festungen der Herren von Bezu (Vasallen des Ordens) am Rande der Europäischen Templerstrasse nach Portugal. . . Andere Niederlassungen des Ordens in ganz Europa widmen sich der gleichen emsigen Tätigkeit.»

«Es sind keine Gold-, sondern Silbermünzen, die hier entstehen. Es werden im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts immer mehr, bis sie das normale Zahlungsmittel darstellen, das überall im Umlauf ist und beträchtlich zum Entstehen einer *wahren Wirtschaftseuphorie* (Hochstimmung!, h. w.) beiträgt. Aber wo kommt das Silber her?» — Niemand kann die Frage beantworten: Die Antwort gibt der grossartige Amerikanist De Mahieu selber in seinem Buch: «Die Templer in Amerika».

So beweist uns de Mahieu die Richtigkeit der Vermutungen von de La Varende und Charpentier, dass nämlich die Templer in «La Rochelle am Atlantik» einen Hafen besaßen, dessen Verwendungszweck bisher schwer erklärlich war, und dass die Templer Westeuropa mit Silbergeld *überschwemmten*, dessen Herkunft stets mysteriös blieb.

De Mahieu konnte das Geheimnis so vollkommen lösen, dass er z. B. in Amerika noch die alten Fernstrassen zum Silbergebirge in Peru auffinden konnte, einschliesslich von Runeninschriften an den Felsen. Um La Rochelle entdeckte er wiederum die alten, von den Templern gutgeführten Strassen.

Als weisse Kulturbringer und Götter waren die Wikinger zu einer Zeit weit vor Kolumbus bei den Eingeborenen noch in Erinnerung und hoch geachtet.

Jetzt ist auch verständlich, wo der Reichtum der Templer herkommt: «Wo hätten die Templer das Geld aufbringen sollen, die Baukosten für 150 gotische Kirchen, darunter 80 Kathedralen? Alles Geld der Komtureien einschliesslich der Deposite hätte dafür nicht gereicht». Riesige Kathedralen sind darunter von der Grösse etwa von Reims und Chartres. (29) Jede dieser Städte besass damals nur etwa 10'000 Einwohner. Wie konnte ein Gemeinwesen eine solche Kathedrale, wie sie dann gebaut worden ist, aufstellen? Solche Gemeinwesen können sich heute kaum leisten, ein Schwimmbad zu bauen. «Und diese Gemeinden (Amiens und Reims) sind nicht grösser als Chartres. Sie können sich damals den Luxus von Kathedralen leisten, in die ein Stadion bequem hineinpassen würde.»

Kolumbus hat nachgewiesenermassen Urkunden und Seekarten der Templer, welche in Spanien der Nachfolgerorden zu Calvatra — wie in Portugal der Christusorden, dem Heinrich der Seefahrer entstammte — bewahrte, eingesehen, und unter der Flagge der aufgelösten, aber neu organisierten Templer entdeckte Vasco da Gama Indien. (Gemeint ist das rote Templerkreuz auf den Segeln seiner Caravellen.)

«Auf dem Giebelfries der Vorhalle der Basilika von Vézelay, der ungefähr um 1150 entstand, ist unter den Menschenrassen auch ein ‚Indianer‘ mit grossen Ohren dargestellt: Ein amerikanischer Indianer» (165, Charpentier).

Brasilien und Yukatan lieferte also den Templern — so Jean de la Varenne — das Silber, das in Frankreich eingesetzt, zu einer «kulturgebährenden initialen», d.h. langsam aber stetigen Silberinflation führte: Diese aber, gab neben der geschickten Geldverwaltung und Bankführung (man möchte fast sagen, Währungsverwaltung durch die Templer) dem Hochmittelalter seinen märchenhaften, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung!

So muss es gewesen sein!

Im letzten Augenblick vor einer unauslotbaren, geschichtlichen und kulturellen Höher- und Weiterentwicklung gab der Todesstreich des Neides und der Missgunst, der Habgier und der lauernden Gegenmacht den Templern, den persönlich lauternden Tempelrittern, das Ende. König Philipp der Schöne und Papst Clemens V. lösen den Orden mit brutaler Gewalt auf, verbrennen die führenden Ritter und fressen wie die Geier die erreichbaren Reste der Reichtümer.

Das Wesen des Ordens, die Geheimschriften und die vermuteten «geheimen» Schätze finden sie nicht. Ihre Gier bleibt ungestillt, ihre habgierigen, aber auch der Templer edle Absichten, bleiben unerfüllt. Die heranwachsende Gesittung wie auch der aufblühende Wohlstand für alle versinken in der Nacht und im Elend der Pestepidemien und des folgenden hundertjährigen Krieges, im sogenannten «finsternen» Mittelalter.

Kleine Reste des Ordens versuchen in Spanien und Portugal in neuen, örtlichen Orden weiterzuwirken. Das Silber aber bleibt bis Kolumbus aus! Die Baumeister weichen zum erheblichen Teil später nach Deutschland aus, wo in Folge einer technisch andersgearteten Geldflüssigkeit und Umlaufsteigerung — durch die Brakteatenzeit — die Zeit der Gotik, der Ostkolonisation, der Hanse und der Mystik, bis ins Spätmittelalter hinein kulturschöpferische Tätigkeit möglich ist.

De Mahieu möge die Schlussworte sprechen: «Das Sekretum Templi... (Siegel-fund im Französischen Staatsarchiv (S. 48), 1307 beschlagnahmt mit allen Siegeln der Templer... ist die Decke, unter der sich eine so bedeutende Operation verbirgt...»

«Die Mittel der Templer vermehren sich gewaltig und erlauben es, den Bau der gotischen Kathedralen zu finanzieren.»

Die Antwort auf die Frage nach dem Sekretum der Templer heisst also, dass das Silber aus den Minen in den Anden (Peru) sowie Piaui (als diese erschöpft sind, folgen die Minas Gerais) (241) den Aufschwung für das hochmittelalterliche Frankreich lieferten.

«Das Unternehmen endete jedenfalls im Jahre 1307, als Folge der Auflösung des Ordens.»

MONOYES DE CHARLES II.

N^o1 SALUT D'OR



SALUT D'ARGENT

N^o2



N^o3



N^o4 SOL PROVENÇAL



N^o5 DOUBLE DENIER



PLA.

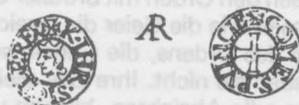
DENIER COURONNAT

N^o6



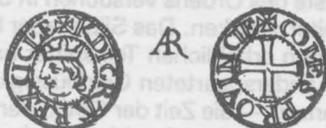
OBOLE

N^o7



AUTRE DENIER

N^o8



MONOYES FRAPPEES A NAPLES

N^o9



N^o10



Münzen Charles II, 1246-1285. Tafel aus: Jules Fauris de Saint Vincens «Mémoire sur les monnaies de Provence»

Die Renovatio in Deutschland und dem Osten

Ein Sack voll Geld

Als nach dem ersten Weltkriege die Inflation vorüber war, besuchte mein Vater mit mir seine Heimat. Er stammte von einem grossen westfälischen Bauernhof, aber sein Bruder hatte für ihn das Erbe angetreten. Das war ein sehr fleissiger und tüchtiger Landwirt und alles stand zum Besten. Besonders, da es ihm gelungen war, 3 Söhne des besten Alters vor dem Soldatenleben und Tod zu bewahren. Der Reichtum war «ausgebrochen», und durch die Kriegs«teuerung» noch gemehrt.

Aber der Onkel hatte Sorgen: Eines Tages schüttete er, ohne auf mich, den 12jährigen Neffen Rücksicht zu nehmen, einen grauen Geldsack, ersichtlich ein Geldsack der damaligen Reichsbank, schwergefüllt mit Stücken von Metallgeld, auf dem Stubentisch aus, stellte noch eine Zigarrenkiste mit braunen, kaiserlichen Tausendern dazu und fragte meinen Vater sehr besorgt: «Guck her, das alles soll nun nichts mehr wert sein?»

Mein Vater, sein Bruder also, warf einen erstaunten Blick über den riesigen Geldsegen und meinte: «Leider nein, alles nicht mehr gültiges Geld!»

Meiner heutigen Überzeugung nach lagen dort an Talern und 5-Mark-Stücken in Silber, aber auch an Goldstücken zu 10 und 20 Reichsmark, insgesamt an 2000 bis 3000 Mark. Es war verboten, dergleichen zu behalten. Man hätte das Geld nach der Edelmetall-Verordnung eigentlich abliefern müssen. Schon bei Kriegsausbruch war diese Verordnung erlassen worden. Aber da lagen noch genügend Silberlinge und Goldfuchse, die — wie der Bauer und sein Hof — den Weltbrand gut überstanden hatten. Nur: das alles war kein gültiges Geld mehr, man konnte sich zur Zeit nichts mehr dafür kaufen.

«Vielleicht kannst Du das Metallgeld beim Goldschmied dermaleinst loswerden! Auf dem Markte gilt ja nun nur noch die Rentenmark!»

Betrübt packte der Onkel seinen Geldsack wieder voll, schob die Kiste beiseite und sagte: «Da sind ja viele, die auch noch das alte Geld haben!» Aber das half nun nichts; Bauernsparsamkeit und Bauernschläue waren mal wieder überspielt worden, wieder einmal hatte sich gezeigt, wie schlecht doch die Welt eingerichtet ist.

Was dann daraus geworden ist, weiss ich nicht mehr. Im zweiten Weltkriege sparte der Bauer schon wieder ganz anders. Heimlich beiseite getane Lebensmittel wanderten in die hungernden Städte und verschwanden dort unter der Hand für Bettlaken, Tafelgeschirr, Lederschuhe, Schreibmaschinen oder dergleichen.

Geldillusion und Schatzbildung

Die Lehre bleibt zu ziehen: In Kriegs- und Umbruchzeiten wird ein jeder versuchen, sich einen Not« Groschen » oder eine Silber-« Reserve » anzulegen, in der Hoffnung, damit überleben zu können oder einen neuen Anfang starten zu können. Alle Menschen denken so, und so hatten alle irgendwie vorgesorgt. Das scheint wohl menschlich zu sein, allzumenschlich. Und die « Geldillusion » führt zur Verschätzung von Geldern. Prof. Irving Fisher hat diesen Ausdruck geprägt für die illusionistische Wahnvorstellung, dass Geld — aus was es auch immer bestehen möge — in und an sich schon einen Wert darstelle und auch behalte. Dabei ist der Geldwert nur dann in Wirklichkeit vorhanden, wenn ihm auf der « andern » Seite eine wertgeschätzte Ware gegenübersteht, die man brauchen könnte und möchte. Geld — etwa in der Sahara aus einer Schatztruhe gegraben — ist nicht einmal das Aufheben wert, wenn man nicht in der Nähe einen Ort erreichbar hat, an dem man dafür ein Gebrauchsgut auch einzutauschen vermöchte. Edelmetall-Geld kann nach einer Katastrophe unter Umständen noch einen Metallwert haben, wenn es Überlebende gibt, die damit etwas gestalten wollen und können, Papiergeld, insbesondere wenn es beliebig vermehrt worden war (Inflation) ist meist nicht mehr wert, als dass man es — wie nach der französischen Assignaten-Inflation geschehen — als Tapete für den Abort und zur Erinnerung an verrückte Zeiten benutzt.

Aber was soll's: in Kriegs- und Notzeiten verschwindet jede Art Bargeld immer wieder in Truhen und Töpfen, in « Horten ». Besonders dann naturgemäss, wenn es aus unvergänglichen Metallen besteht. Das war die ewige Not und das Ärgernis für einen jeden, der beabsichtigte, Krieg zu führen. Denn nun fehlte es an Geld, und Kriegführen hat noch zu allen Zeiten Geld gekostet, viel Geld sogar.

Rückzug von den Kreuzzügen und die Ostkolonisation

Im 12. Jahrhundert war überall etwas los. Von überall her drang der Hall des Schwertergerassels und der Klang der Kriegstrompeten. Die Kreuzfahrer durchzogen kämpfend und leidend die Türkei und das Heilige Land. 1098 wurde Jerusalem erobert, 1204 zerstörten die Venetianer mit den Kreuzfahrern Konstantinopel. Dann zeigte es sich, dass man das Heilige Land und die christlichen Gedenkstätten nicht zu halten vermochte. Man musste sich zurückziehen. 1291 fiel Akkon, und die Templer setzten sich auf der letzten Bastion, auf Zypern fest und verteidigten dort tapfer den letzten vorgeschobenen Posten gegen die Araber und Türken. Schliesslich mussten sie auch dies Inselreich aufgeben und zogen sich ganz nach Frankreich zurück, wo der « Temple » in Paris ihre starke und uneinnehmbare Festung wurde.

Der Deutschritter-Orden, ebenso wie der der Templer im Heiligen Lande begründet, fand eine andere lohnende Aufgabe. Er wurde zur Ostkolonisation nach Deutschland berufen. An der Ostgrenze Europas war Unruhe. Auch war durch die Bevölkerungszunahme seit Karl dem Grossen Mangel an Bauernland, sodass ein Drang bestand, von Seiten der Fürsten wie der Bauern, « nach Ostland zu reiten ». Dort wollte man zugleich Land und Leute « nehmen ».

Albrecht der Bär, der erste Markgraf von Brandenburg, nahm sich der Sache an. Die Anhalter und Braunschweiger beteiligten sich.

Ostdeutschland war damals in mehrfacher Hinsicht «das Hinterhaus Europas» (Hr. Haller). «Es steht in der Zivilisation zurück, an seiner Ostgrenze beginnt die Wildnis.» Da also ist die Welt zu Ende und «es liegt abseits der grossen Heerstrassen des Welthandels». Diese liefen vom Mittelmeere und Konstantinopel aus am Westrande der Alpen von Marseille nach Frankreich hinein oder über die russischen Flüsse nach Norden, also an Deutschland vorbei. Desto mehr war es nötig, nach Osten zu streben, um allenfalls von Osten her nach Venedig zu gelangen.

Der Bischof von Magdeburg

In die Kämpfe um Heinrich den Löwen, der eine starke Bastion an der Ostgrenze von Sachsen begründet hatte, sich deshalb an den Aufgaben des Kaisers in Italien nicht weiter beteiligen wollte, wurde der Bischof von Magdeburg, Wichman von Seeburg, verwickelt. Er war 1152 gegen den Willen mächtiger Feinde von Barbarossa, Friedrich I., zum Erzbischof von Magdeburg bestimmt worden. Er war ein fürstlicher Regent und Krieger, nahm teil an der Eroberung Brandenburgs (1157), an einem Feldzug gegen die Polen, besiedelte und germanisierte die Ostmark, insbesondere Jüterbog und Dahme, begründete das Kloster Zinna. 1163 ist er als Kreuzritter in Jerusalem, gerät in Gefangenschaft, wird bald befreit und kehrt zurück. In Abwesenheit des Welfen Heinrich des Löwen (auf Kreuzfahrt), verwaltet er — mit ihm wieder versöhnt — dessen Territorien. Man merkt: der geistliche Herr ist ein lebensstüchtiger, streitbarer Ritter mehr als ein Bücherwurm oder Betbruder. So hielt er auch Hof, wie er es richtig fand: mit Falknern, Rittern, Gauklern und Spielleuten. 1176 eilt er zu seinem Kaiser nach Italien, ficht eigenhändig mit in der unglücklichen Schlacht von Legnano und handelt schliesslich den Frieden mit dem Papste Eugen III. aus.

Kriegskosten

Alle diese Händel und Reisen kosten naturgemäss riesige Geldsummen. Also musste man sich dazu etwas einfallen lassen! Die Steuerquellen waren allgemein zu jener Zeit, wegen der Erhebungsschwierigkeiten und der Reiseprobleme, schwer zu erschliessen und zum Ertrag zu bringen. Auch bestanden sie immer noch grösstenteils aus Naturallieferungen.

Aber da hatte sein Vorgänger, wie Prof. Suhle herausfand, einen Kniff entdeckt! Er schlug grossflächige Münzen aus dünnsten Blechen, welche mit einem Stempelschlag nur einseitig, in eine Unterlage aus Blei getrieben, auch nur einseitig ein Bild bekamen. Man nannte diese Münzen Brakteaten (von lat. braktea = Bruch- Blech). Diese Münzen konnte man sogar in Teilabschnitte zerbrechen und so passendgemacht verwenden.

Die Renovatio, d. i. die Münzerneuerung

Wichmann tat ein übriges: er erinnerte sich an die Münzvorschriften Karls des Grossen und ordnete an, dass seine nun in grosser Zahl geschlagenen Dünnpfennige nicht mehr nur beim Regierungswechsel des Landesherrn einzutauschen und umzuschmelzen seien, sondern regelmässig nach Jahresfrist ihre Geltung verlieren sollten und — versteht sich — dann gegen eine Umtausch- und Prägesteuer (Schlag-schatz genannt) einzutauschen seien, da sie sonst ungültig und verfallen seien.

Das war neu; aber man verlor nicht viel Worte und ärgerte sich nicht, denn es stellte sich sehr bald heraus, dass die Wirtschaft aufblühte und die Entwertung des Pfennigs sowie die Eintauschpflicht leicht zu tragen sei. Es war lediglich so, als gebe man dem Warenlieferanten einen kleinen unbedeutenden Rabatt, ein Trinkgeld sozusagen. Im übrigen: man teilte sich den Schaden! «Es wurden im ersten Vierteljahre 12 Pfennige auf den Schilling gerechnet, im 2. Viertel 13, im dritten 14, und nach Ablauf des vierten erfolgte der Umtausch der alten, von denen nun 16 auf den Schilling abgeführt werden mussten.

Der neue Pfennig aber kam wieder zu 12 Stück auf den Schilling in Umlauf, also zum alten Wert» (K. Walker, Geschichte des Geldes, S. 52).

Die Verstetigung der Geldflüssigkeit

Man streitet sich, ob der steuerliche Gewinn den Umstand rechtfertigen konnte. Die — nichts vom Geld-«wesen» verstehenden Geschichtsschreiber beurteilen die Vielfalt und den ständigen Wechsel der Münzen oft abschätzig. L. von Ebenreuth erwähnt (Walker, 33), daß dem Kloster Melk durch die Verrufungen pro Jahr 10% des Nutzens an den Münzen im allgemeinen durch Verlust abgegangen sei. Das wäre doch gewiss nur ein geringer Steuergewinn gewesen. Aber der Magdeburger Herr, welcher bald schon gleich zweimal im Jahre — zu den Hauptmärkten — eine Renovation betrieb und zumutete, muss doch wohl reichlicheren Gewinn eingebracht haben, denn er hatte sich verpflichtet, auf Jahre, 236 Mark (Gewichtsmark!) an den Domschatz abzuführen. «Das waren aber jeweils mehr als 56'000 Silberpfennige» (K. Walker, S. 32).

Nachahmer der Renovatio

Es spricht noch etwas anderes für das glückliche Geschick dieser «Erfindung»: es dauerte keine fünfzig Jahre, da waren der Nachahmer jener Erfindung Legion. Klöster, Fürsten, Städte — soweit sie das Recht zum Münzen besaßen — begannen behende, einseitige Silberlinge zu schlagen. Während «technisch gut ausgeführte und durch ihre Prägungen auch kunstgeschichtlich wertvolle Brakteaten vornehmlich aus den Münzstätten Magdeburg, Halle, Erfurt, Halberstadt, Goslar wie auch aus den Münzstätten von Friedrich Barbarossa, Heinrich dem Löwen und dem wendischen Fürsten Jaczo von Köpenick herrührten, und bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts reichten, wurden kleinere Brakteaten mehr in Niedersachsen, dort aber bis in die Hälfte des 16. Jahrhunderts geprägt» (K. Walker, 33).

Der Hersbrucker Brakteatenfund weist nur «um-geprägte» Stücke auf, aus Nürnberg, Regensburg, Donaueschingen und Ingolstadt herrührend, schüsselförmige Pfennige waren vornehmlich im Rheinland, in Niedersachsen, Braunschweig und Lüneburg daheim.

Das Verbreitungsgebiet

Das gesamte Verbreitungsgebiet der Brakteaten umfasste Norddeutschland bis an die Weser im Westen, im Norden bis an Nord- und Ostsee. Das Kernland reichte bis Magdeburg, nach Thüringen und in den Harz, bis zur Mark Brandenburg und Meissen. Daran schlossen sich die Oberlausitz, Schlesien, aber auch Polen und Böhmen an. Nach Süden hatten sich die Brakteaten südlich des Mains nach Schwaben, Württemberg, ins Bodenseegebiet zu den schweizerischen Städten Basel, Bern, St. Gallen und, östlich greifend, bis ins Österreichische, bis Wien, ausgebreitet. In Wien wurde eine regelmässige Münzerneruerung geübt. Mit Recht schreibt demnach Corragioni (Münzgeschichte der Schweiz, 1898, in Genf erschienen): Brakteaten waren die einzige Geldsorte, die vom 12. bis 15. Jahrhundert bei uns Geltung hatte».

Wirkung der Brakteaten

Bedenken wir, dass zur Zeit der Kreuzzüge und allgemein vor dem Erscheinen der Templer, wie wir gehört haben, das Silber in Europa allgemein äusserst knapp war! Erst vierhundert Jahre nach Karl dem Grossen vermochte man die geplante und vorgesehene Grossus-Münze in Tours zu prägen, da man erst nach den Kreuzzügen dazu das Silber aufbringen konnte.

Was aber bewirkten da die Brechgeld-Dünnblech-Münzen, die Erfindung der Brakteaten und der regelmässigen Münzerneruerungen für die Volkswirtschaft allgemein? Der Einzelgewinn für den Münzherren war ja doch nur gering und vordergründig bedeutsam!

War es lediglich ein hoffnungslos zerrüttetes Geldwesen und ein «heilloser Münzwirrwarr», wie es Johannes Scherr in seiner Kultur- und Sittengeschichte angibt? K. Walker antwortet darauf so: «Dieser Wertung geschichtlicher Tatbestände liegt aber offensichtlich eine im Mittelalter unbekannte, erst in der neueren Zeit aufgekommene Überbewertung der Uniformität, der Gleichheit, Gleichmässigkeit, Einheitlichkeit, Einigkeit und Einheit in allen Dingen zugrunde. Auf den Sinn der Sache bezogen, stellen indessen diese Äusserlichkeiten keinesfalls den entscheidenden Wert dar, und es ist ebenso oberflächlich wie töricht, danach urteilen zu wollen. Dem Mittelalter kam es darauf an, im übersehbaren Raum Ordnung zu haben, und dem Fahrenden, der in die Fremde kam, war hinreichend damit gedient, wenn die Ordnung draussen *grundsätzlich* gleichartig war, wenn sie also von den gleichen Prinzipien getragen wurde und danach ablief».

Und entscheidend wichtig ist es, dass man sagen kann: dass «das Mittelalter rein intuitiv volkswirtschaftlich klüger gehandelt hat, als unsere Geschichtsforscher einzusehen vermögen».

Wenn nämlich der Osten in Wirklichkeit nichts weiter als in mehrfacher Hinsicht das Hinterhaus Europas war, hinter dem die Welt zu Ende ist, dort wo die Wildnis beginnt, so dürfte es nämlich «durchaus sinnvoll gewesen sein, die Einwohner in den (alten, h. w.) und neuen Kolonisationsgebieten des Ostens von der primitiven Schatzbildung abzubringen und sie zu richtigem Gebrauch des Geldes als Zirkulationsmittel (d.h. eben als Mittel für den Warenaustausch, h. w.) zu erziehen».

Das taten die Templer auf ihre Weise äusserst bedacht, mit dem perfekten Bankwesen und Bankdienst, dem Geldtransfer per Scheck und Giro sowie der umlaufbegünstigenden und anreizenden Silber-Inflation — entsprechend der schon zivilisierteren Bevölkerung, wie sie diese in ihren älteren Kulturlanden bereits vorfanden.

Sicherlich hat Walker richtig gesehen, dass es «dazu wohl nachhaltiger und ständig wiederkehrender Impulse bedurfte, die durch regelmässig erfolgende Geldverfälschungen auch tatsächlich wirksam wurden».

Nachahmung der Verfälschungen

Übrigens hat in Frankreich der stets geldgierige Philipp der Schöne — jener brutale Templermörder — soviel aus der Geldordnung Karls des Grossen bzw. noch wahrscheinlicher aus der Gepflogenheit der deutsch-nachbarlichen Renovatio gelernt, dass er — wieder einmal zu einem höchst eigenen persönlichen *geschäftlichen* Vorteil — mehrfach Münzverfälschungen als einträgliche Volksschröpfung in seinen Regierungsjahren (1285—1314) «einlegte» (K. Walker, 34).

Auch England hatte Geldsteuern gehabt, sie aber durch eine wesentlich ungerechtere und beschwerliche Dauersteuer ersetzt, nämlich durch eine «Herdsteuer» (F. Schwarz «Vorwärts zur festen Kaufkraft», S. 54).

Die «Flüssigkeit» des Geldes

Völlig unauslotbar ist für heutige Menschen die volkswirtschaftliche Wirkung. Wir können den Einfluss solcher Besteuerung des Geldes nur sehr bedingt gedanklich nachvollziehen. Indessen ahnen wir doch, welche Wirkung jene beständige Umlaufgarantie, die allgemeine *Geldflüssigkeit* hatte, welche zu schnellem «Handwechsel» von Geld gegen Ware und umgekehrt, führte. Das war eine gewaltige und begünstigende Wirkung auf die Arbeitsteilung und Spezialisierung der menschlichen Leistungsfähigkeit, da das sichere Einkommen gleichsam durch den Strom der Tauschmittel, welche einen jeden erreichten, verbürgt war. Damit war eine höchst wirksame Ausnutzung selbst teurer neuer Produktionsmittel, einer neuen Technik, unmittelbar herangeführt und damit wieder eine neue und raschere Blüte in Handel und Wirtschaft möglich gemacht.

Das aber blieb den späteren Geschichtsschreibern unerklärlich, sie nahmen es wie ein Naturereignis, verglichen die gesamte wirtschaftliche Geschäftigkeit mit einem Völker-«frühling». Nur hatten sie die höher und höher steigende, und mehr und mehr wärmende Sonne des Geldes am Wirtschaftshimmel nicht gesehen, weil ihre Augen allzusehr am Boden hafteten, wo die Pflanzen tatsächlich aufsprössen. Von der *Geldflüssigkeit*, welche ihren Boden in kleinsten Rinnsalen entscheidend bewässerten, hatten sie keine rechte Vorstellung.

Zwei Seelen leben in der Brust des Geldes

Der uralte Fehler beim Edelmetallgeld, welches an sich schon die ägyptische Kultur begleitete, wie auch der griechischen und der römischen zum notvollen Verhängnis wurde, ist nur ein kleines geldtechnisches «Versehen»: Geld soll als Tauschmittel der Hansdampf in allen Gassen und Märkten sein, und damit kann es doch *nicht* gleichzeitig Zierstück oder Inhalt der Geldtruhen der Schatzhorter sein!

Eines geht doch nur zur gleichen Zeit: man kann damit kaufen und den Nachbarn beglücken, was doch löblich ist, oder aber man kann das gleiche Geldstück daheim einsperren, horten, verschatzen, womit man *totsicher* Waren oder Erzeuger von Waren vom Tauschgeschehen aussperrt. Da wird keine Logik anders entscheiden können.

Sparen! – Nicht horten!

Es ist mit jener Feststellung keinesfalls ausgesagt, dass man nicht sparen solle! Wie jeder Hamster unbewusst, so spart der vorbedenkende Mensch — denn dazu ward ihm der Verstand! — für Notzeiten, für den Winter, für das Alter usw. Sparen bedeutet doch nur, dass man seinen jetzigen Kauf aufschieben will und kann, dass man den Tauschvorgang auf die Zukunft zu verschieben gedenkt. Nicht aber, dass man diesen endgültig unterlassen möchte, bis der Nachbar z. B. dadurch in Not gerät.

Will der Bauer Korn als Saatgut auf ein anderes Jahr aufheben und die lästigen Wartungsmassnahmen nicht selber ausführen, dann ist er gerne bereit, einem Nachbarn das betreffende Korn zu leihen, wenn er genau weiss, dass jener es ihm nach einem oder zwei Jahren an Menge und Keimkraft genau so gut wieder zurückliefern wird.

So sollte und kann der Geldbesitzer auch «sparen», ohne volksschädlich und wirtschaftsschädigend zu horten, Geld spekulativ aus dem Tauschverkehr zu ziehen, ohne Rücksicht darauf, wie sehr er hiermit andere Menschen schädigt. Der Papst hat immer wieder das Horten zu bestrafen versucht und mit der Exkommunikation gedroht; die kriegführenden Könige haben ihre Untertanen zur Hergabe der Horte zwingen wollen: die Haltbarkeit und fast völlige Unvergänglichkeit der Edelmetalle reizte aber immer wieder zur verbotenen Handlung des Hortens. Das Zeitalter der Briganten — siehe spätere Schilderung! — hat dann das vergrabene Geld mit Mord und Brand aufgespürt. Der kulturelle Niedergang folgte. Bringe ich mein Silbergeld einer Bank oder leihe es einem Freunde, so werden diese das Geld weiter tragen und zum Kauf veranlassen, wenn sie es volkswirtschaftlich richtig behandeln. So sollte der Sparvorgang im allgemeinen Interesse aussehen. Fehlt oder fehlt das allgemeine Vertrauen in die Wirtschaft, etwa bei Krisen- oder Kriegsdrohung oder (siehe das Eingangskapitel), so legt das Edelmetallgeld als eine nicht rostende Dauer«ware» ohne «Durchhaltekosten» einen für den Einzelnen wohlverständlichen, aber volkswirtschaftlich verhängnisvollen Fehlschluss nahe: Ich will dieses Geld selbst aufheben, es verschatzen in Topf oder Truhe.

Und diesen volkswirtschaftlichen Fehlschluss und Fehltritt hat man bislang leider immer wieder als «Sparen» bezeichnet! Dass man so aber zwangsweise *Arbeit einspart* und *Arbeiter aussperrt*, und sich selber nachfolgend bei *allgemeinem* Verlust der Geldflüssigkeit einer *Wirtschaftskrise* aussetzt, das ist es, was die wenigsten verstehen können oder verstehen wollen.

Diese Aufbewahrungsfähigkeit von Geld, ohne dabei für den volkswirtschaftlich angerichteten Schaden wiederum selber Nachteile und Strafe zu empfangen, das ist der, vielfach unbedacht angerichtete, wirtschaftliche Schaden, der dem Material «Edelmetall» anhaftet, aus dem damals das Geld gemacht war: Nicht «rostendes» Edelmetall!

Dass hier an dieser Stelle auch die Quelle der Zinsforderung — einer regelmäßigen Gebühr für ausgeliehenes Geld liegt — sei nur angedeutet. Diese «Verschatzbarkeit» eines allgemeinen «Verkehrsmittels» ist der Grund für die Tatsache, dass wir eben das *Geld als Monopol* anzusehen haben: Wer mehr Geld besitzt, als er zum Kauf des Lebensunterhaltes ausgeben muss, ist Anteilhaber an diesem einzigartigen Monopol unter allen Waren (so etwa schon Friedrich Engels).

Angebotszwang für das Geld und seine Folgen

Genau an dieser Stelle trifft nun auch die *Geldverruftung* zur «Renovatio» (Umtausch zwecks Erneuerung) den mittelalterlichen Geldbesitzer. Er musste, um selbst den Schlag«schatz», d.h. die Prägesteuer nicht als *seinen* Schaden zu tragen, hurtig seine «Brakteaten» weitergeben, zum Ankauf von nützlichen Waren oder an Freunde oder Banken als gegebenes Darlehen. In diesem Falle tätigten die Genannten ihrerseits den von dem Geldgeber unterlassenen Geld-Waren-tausch — und geben das Geld ihrerseits eilig weiter, um den Schaden einer vollen Besteuerung auf mehrere Schultern zu verteilen.

Der Sparsinn wurde nicht nur nicht getötet, sondern in Form von Leihdarlehensgabe sogar noch angeregt und allgemein verbreitet. Damit ergab sich neben der *Geldflüssigkeit* eine bedeutende Kapitalbildung (Investierung), d.h. Einsatz von Geldmitteln, für nützliche Wirtschaftsausweitung und weitere Guthaben, bzw. Sach-Kapitalbildung.

Entsprechend dem Gesetz von Angebot und Nachfrage sank hierbei der Leihzins für jene Kapitalien, beziehungsweise entfiel einfach, weil die Leihgabe fristgemäss in gleicher Güte und Kaufkraft zurückforderbar war. So stand bald neben der Geldfülle (auf dem Umlaufgebiete) die Kapitalfülle (im Sparbezirk).

Kultur-Schaffen

Nun konnte man selber ein Bauwerk errichten und in diesem Sachgut «sparen»: Man konnte aber auch mit Freuden zusehen, wie ein anderer baute oder eine Organisation, zum Beispiel ein Kloster oder eine Stadtverwaltung, wenn nicht gar eine Meistergilde für ihre Innung ein Innungshaus, baute. Und da man zinslos bauen konnte und überdies wohl auch wohlhabend geworden war, baute man nicht eine Bretterbude zusammen, oder stellte bloss einen Betonklotz in die Landschaft, wie heute, sondern man entwickelte, bildete Geschmack und Stil, wozu wiederum die aus Frankreich ausgewanderten Bauhütten und -Meister halfen.

Die unsagbar schöne und reiche Gotik, reich an Aussenansichten und Innenkultur, an Plastik und Malerei, wuchs zur höheren Ehre Gottes und der Maria. Jede Stadt hatte einen den Bürgern gehörenden Mariendom oder eine Kathedrale, um nicht der andern Stadt nachzustehen. Es war, so Ulrich von Hutten später: «eine Lust zu leben». Ein «Völkerfrühling» trieb damals seine Blüten, die der heutigen Zeit fast unbegreiflich erscheinen (R. H. Francè in seiner «Chronik von Dinkelsbühl»). «Die Zeit etwa von 1150 bis zum Jahre 1450 ist eine Zeit, wie wir sie uns heute kaum mehr vorzustellen vermögen» (Adolf Damaschke in «Geschichte der Sozialökonomie» 1905). Hunderte von neuen Städten wurden mit ihren Domen und mit ihren grossartigen Mauern und Türmen neu gebaut und gegründet. Die Marienburg — der stolzeste Bau Deutschlands (Meier-Schirmeier «Lehrbuch der Geschichte», 1926) — entstand bei der Besiedelung des Ostens. Danzig, Strahlund und Lübeck schufen die grossartige, strenge «Backsteingotik». Die Hanse als Kaufmannsgilde erstand. Die Mystik, die Volksfrömmigkeit als Gottes-Verbundenheit, der Minnesang und die Volkssagen, aber auch die ersten Universitäten (Köln) wurden begründet.

Wohlstand

Im Wirtschaftlichen sollte man einige wenige Vergleichszahlen wissen: Ein Tagelöhner auf dem Lande gewann 6 bis 8 Groschen Wochenlohn. Ein Paar Stiefel aber, war zu jener Zeit für 2 Groschen, ein Schaf für 4 Groschen zu kaufen. Fritz Schwarz, dem ich die Zahlen entnehme, rechnet den gesamten Wochenlohn eines damaligen Arbeiters auf heutige 80 bis 100 Schweizer Franken. Es war die Zeit «da die Bauern silberne Knöpfe trugen».

Die Arbeitszeit war nach Durchsetzen «des blauen Montags» — an welchem die Gesellen mit sauberen, blauen Leinenkitteln einhergingen, «um gemeinsame Angelegenheiten zu beraten», oder ganz schlicht, um zu baden — 4 Tage zu je 6 Std.! Im Jahre gab es 90 kirchliche Feiertage, dazu je 2 Wochentage arbeitsfrei. Das macht, dass man in einem halben Jahre überhaupt nicht zu arbeiten brauchte! (etwa 180 Feiertage im Jahr!).

«Auch die reichen Stiftungen aus dem Kreise der Arbeiter zeugen von der Höhe ihres Wohlergehens. So haben in Danzig um das Jahr 1450 die Sack-, Kohlen- und Kornträger (als Innung) zum Bau der Marienkirche 200 Mark (Pfund an Silber!) in bar gegeben und ausserdem ein gewaltiges Kirchenfenster gestiftet» (Adolf Damaschke).

Ende der Blütezeit

Das alles brach zusammen, als man von 1350 an hier und da wieder den Denarius perpetuus, d.h. den «ewigen Pfennig» — auch Dickpfennig genannt — erzwang und wieder einführte.

Man hat gerätselt, warum das geschah. Einigkeit besteht noch nicht, vielleicht war — aus Geldgier — zuviel des Guten getan: Man hört von Polen und anderen Städten, dass dort viermal(!) im Jahre eingetauscht wurde, um entsprechend

auch viermal Steuern zu erheben! Aber ich glaube, dass im Hintergunde der aufkeimende «Bankierismus» sein Haupt erhob. Die Wirtschaftsblüte hatte nämlich Grossinvestitionen möglich gemacht und so waren in Tirol, im Harz und in Böhmen und Ungarn ganz neue und tiefe Stollen — man denke an die Wasserkünste im Harz — getrieben worden, die den Unternehmern reiche Ausbeute brachten, so dass zum Beispiel die Herzöge von Sachsen sich erlauben konnten, die Arbeitszeit ihrer murrenden Knappen ungestraft von 6 auf 8 Stunden heraufzusetzen.

Wie aber war es erst für die Fugger und Welser, wenn sie noch mehr Silber verkaufen konnten und das für dicke Taler, welche sie überdies ungestraft zu Hor tungsspekulationen benutzen konnten, und die ihnen so zu einer gar nicht auszulotenden Zinsquelle gedeihen würden. Schon bald sollte es sich zeigen, dass sie von Königen und Kaisern bis 270% und mehr damit «gewinnen» konnten. Der Deutsche Kaiser? Nun der hiess im Volksmunde schon bald nicht anders als Fugger, denn wer zahlt, schafft an!

Das konnte man in dieser Weise mit den Brakteaten eben nicht machen. Unter deren Herrschaft war der Zins so gut wie auf Null abgesunken, während nun in Frankreich — nach dem unheilvollen Ende der Templer bis zu 46% an der Tagesordnung waren. Dabei aber verdoppelt sich das Kapital schon nach eineinhalb Jahren, muss man wissen. Und für den Schuldner sieht es so aus, dass er nach diesem Zeitraume seine gesamte Leihsumme in Zinsform zum ersten Male an den Gläubiger zurückgegeben hat, um nun aber seine Schuldenlast in die zweite Periode weiterzutragen, bis sie ihn erdrückt.

Die Freude über den dicken, den «ewigen» Pfennig war übrigens keineswegs allgemein! L. von Ebengreuth berichtet uns z. B., dass sich alle Städte Österreichs gegen die Ausgabe von diesen schweren Münzen wandten und sich beklagten, dass daraus für Land und Leute «kein gemeyner nutz nicht mag gesein, sondern ein Ursach verderblicher Schäden manneicheichs».

Der Wucher schleicht sich wieder ein

Haben Sie recht geahnt? Mit dem «Dauergeld» kam auch der «Zinskauf», der Wucher (M. Luther) zurück und damit — die Ausbeutung der arbeitenden Stände und insbesondere der Bauern, denen man überdies mit dem zu jener Zeit eingeführten Römischen Recht (1495 von Kirche und Fürsten erzwungen) die eben erst erlangte Freiheit wieder stahl und sie so letzten Endes zu dem mörderischen Bauernaufstand, zum Bauernkriege trieb, der ihnen dann ganz das Genick brach. Und das Geld, das so tapfer zu den Märkten gedrängt hatte und dort nach Arbeit Nachfrage hielt? Es hatte nun keine Eile mehr.

Sebastian Frank, der alte Freund Luthers, der selber unter der Zinsnot völlig verarmte, schreibt: «Viele wundert, dass kein Geld im Land ist, die anderen, so die Sach bass bedenken, halten (das) für ein merklich Wunderzeichen, dass wir uns nähren, wie es doch Deutschland so mög kommen bei soviel unnützigem, müssigen Geyern» — nämlich wie er vorhinein ausgeführt hatte, den christlichen Kaufleuten, Wucherern, Zinskäufern und Geldwechslern, die schon das Kind in der Wiege zu spüren bekommt.

«Ich lieg und besitz!», so sagt der Zinsdrache Fafnir in Wagners «Ring der Nibelungen», er liegt wirklich faul und müht sich um nichts, denn der Zins «fällt» ihm im Schläfe zu, weil andere nicht nur für ihn werkeln, sondern auch noch vom Ertrag ihrer Arbeit an den faulen Schläfer etliches abführen müssen. «Nolite thesaurari!» Nur, wenn das Geld *flüssig* gehalten wird und ungehindert durch alle Flussbetten läuft, kann es am Untergange des Lebens und der Kultur vorüber gleiten. «Ich dien!», das sollte seine Losung werden.

Ein Blick in den fernen Osten

Welch ein Zufall! Von 1271 bis 1292 weilte Marco Polo, der Sohn Venedigs, in China und berichtet, heimgekehrt, über das Hochmittelalter Chinas, das unter Kublai Khan dort seine wohl höchste Blüte entfaltet hatte. Und Polo wird uns der Zeuge dafür, dass diese Kulturblüte ebenfalls ein Geschenk des wohlgeordneten Geldwesens war und dass dort ein Papiergeld mit Umlaufsteuer die viele Jahre währende, Jahrhunderte lang blühende Hochkultur veranlasste. Es ist wirklich so, als habe ein Frühlingshauch die ganze damalige Welt gleichzeitig erwärmt und zur nachhaltigen Blüte förmlich gezwungen.

Brakteaten

Deutschland. Sachsen, Otto der Reiche, 1156–1190

Nr. 1 Cramberg

Nr. 2–3 Meissen

Nr. 4 Wettin



1



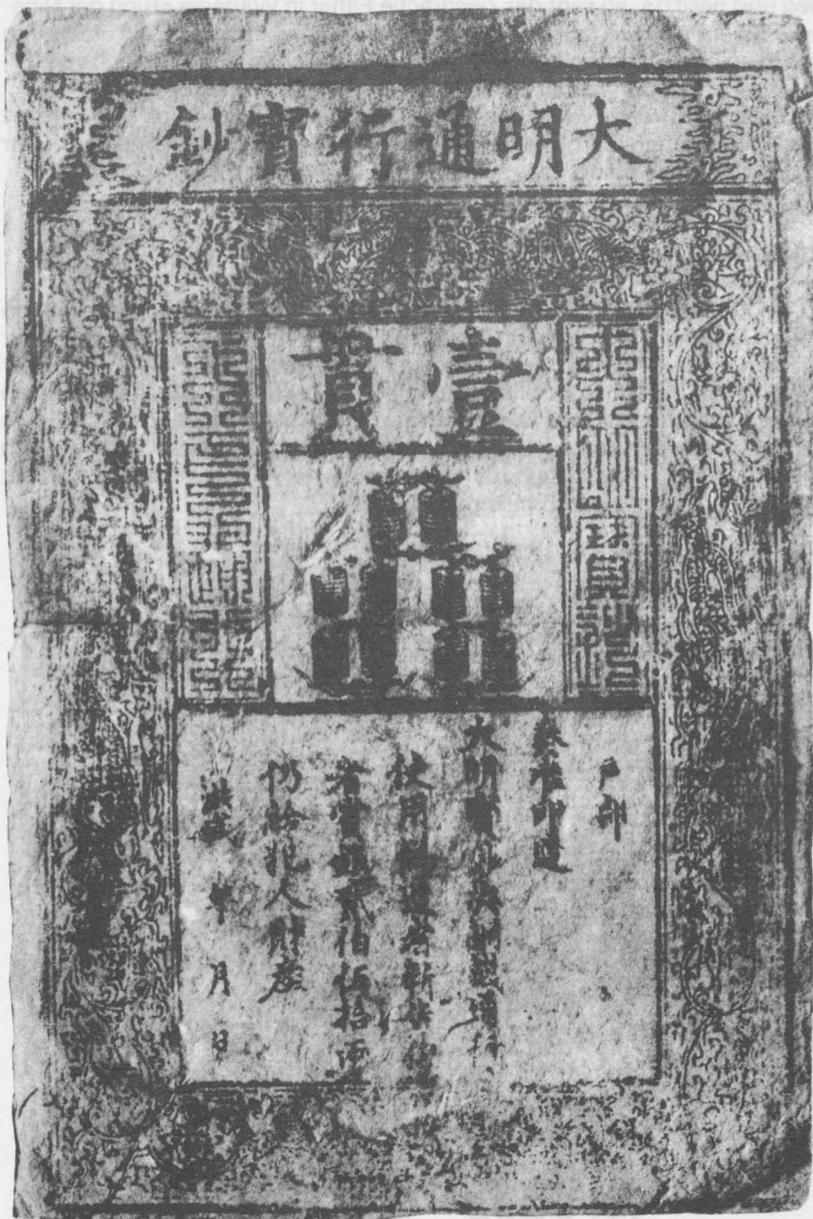
2



3



4



Chinesische 1'000 Käschnote aus der Ming Dynastie, Epoche des Krieges 1368-1398.
Originalgrösse 220 × 340 mm

Die Blütezeit des hochmittelalterlichen China (Papiergeldzeit)

Ewiger Stillstand, eine «statische» Kultur

Die Kulturgeschichte des ehemaligen chinesischen Reiches ist im Westen weitgehend unbekannt. Die Sinologen — so auch Herbert Franke («Geld und Wirtschaft in China unter der Mongolenherrschaft», Leipzig 1949 [Yüanzeit, etwa 1201 bis 1368, die Mingzeit folgt 1368—1644]), erklären das Wissen um die Dinge der Wirtschaft und Kultur als noch so klein, dass ein endgültiges Urteil oder gar verbindliche Klärung auf lange Zeit hinaus noch ungesichert bleiben dürfte. «Seit dem 18. Jahrhundert besteht überdies, also seit dem Ende der Mingzeit und dem Anschluss daran, eine ausgesprochene Ausländerfeindlichkeit und Christenfeindlichkeit».

Es ist daher bis zu einem gewissen Grade verständlich, wenn «die unwahrscheinliche These vom ewigen Stillstand und dem statischen Charakter der chinesischen Kultur, die sich schon bei Herder findet, auch heute noch gelegentlich vorgetragen wird» (H. Franke).

In der Tat, wenn man von der noch ungeklärten und unausgeloteten Zeit der grossen Revolution des Mao einmal absieht, erscheint das China des Spätmittelalters bis zur Zeit des 1. Weltkrieges ein stures und unbewegliches, geradezu — angesichts seiner doch begabten Menschen — ein ausgedorrtes Rinnsal zu sein, dem auf unbestimmte lange Zeit jedes «Leben», jedes Feuer fehlte.

Versiegte ein Quell?

Eines will und wollte dazu in keiner Weise passen: die zäh unter der Oberfläche weiter lebende Handwerkskunst jeder Art, das von unsichtbaren, unbekanntem Quellen immer noch nachlebende, und doch wohl geheimnisvoll gespeiste, grossartige, geistige (Literatur) und technische Können, was aus Keramik, Porzellan und Seidenwebereien, Kunsthandwerk und Färbereien, künstlerischer Malerei und in der täglichen Esskultur — etwa im Mittelstande — usw. noch hervorgeht.

Wovon zehrte das Können, das Wissen, der Formsinn, die wirkliche Kultur, wenn sie heute auch kein neues, frisches Leben zu erkennen gibt? Wo blieb der Quell, aus dem es einmal so herrlich gesprudelt haben *muss*?

Ein Siechenhaus

Beim Lesen des Buches meines französischen Arztkollegen H. Gervais («Ein Arzt erlebt China», 1935 bei Goldmann in Leipzig) war mir der Totengeruch,

die Sterbelust, die Erwartungslosigkeit und Hoffnungslosigkeit der doch sicher klugen und feinen Menschen Chinas, in seinen Schilderungen aufgefallen. Gefühllosigkeit, Mangel an menschlicher Anteilnahme, lähmende Schicksalsunterwürfigkeit, der Geist des Opiumrausches, der um alle Menschen schlafgebend zu wehen scheint, der Nebel der Unbestimmtheit — nur selten einmal von erregter Menschlichkeit unterbrochen — schien vorzuherren, drängte sich lähmend, verstimmend dem Leser auf.

Ich hatte seinerzeit den Eindruck, hier von einem landerfahrenen Freunde in ein grosses Siechenhaus geführt zu werden. Schliesslich fand ich eine Diagnose für diese «seuchenhafte» Verstimmung und Depression:

China scheint, nach einer wirtschaftlichen, kulturellen Hochblüte, abgesunken zu sein in eine aussichtslose Lage. Vor allem scheint es in ewiger wirtschaftlicher Depression zu stecken, in einer Krise: alles stockt, ist gelähmt, hoffnungslos. Man betreibt gerade noch das Nötigste, soweit es der eigenen Familie zum täglichen Brot reichen mag. Die einwandernden Europäer, Japaner und Amerikaner, scheinen auch nicht die mindeste Absicht zu haben, das chinesische Volk zu erwecken, zu beleben und zu gesunden. Sie verfehlen alles und verfallen allmählich der gleichen Ohnmacht.

Der verfestigte Dogmenkram in Religion und Verwaltung, die formelhafte Erschwerung des Handelsverkehrs, die Unsicherheit auf den Strassen durch das organisierte Räuber- und Bettlertum; die stets in einigen Landstrichen grassierenden Hungersnöte, der jammervolle Alkoholismus und die Rauschgiftverrottung und -Verrohung stehen allen hoffnungsfrohen, gesunden Taten und Tätigkeiten im Wege.

«Machtvolle und aufdringlich bittende Priesterschaften regen sich laut auf den Märkten und Strassen. Ihr einziges Erdenziel — allerdings unter der Vorgabe, himmlischen und höheren Mächten zu Gefallen zu sein — ist ihre Geldgier, ihre barbarische Selbstsucht. Zu finden sind hier — mit augenscheinlich nur leeren Köpfen — volle Bäuche» (Gervais).

Dazu allerwärts Diebereien, Raub, Münzverbrechen. Sie werden, falls die Täter überführt werden, mit dem Tode durch Enthauptung bestraft. Wie im finsternen Mittelalter, womöglich nach Verabfolgung von 107, fast schon tödlichen Stockschlägen.

Ein ungeheurer Friedhof

Ein englischer Freund, der englische Konsul H. Milton, gibt Gervais die Schilderung der Gesamtlage mit den Worten: «Die Chinesen leben und sterben in diesem unermesslichen Reich, das nichts weiter ist als ein ungeheurer Friedhof... Der Tod? Ach, das ganze Leben dieses Volkes ist nur eine lange Vorbereitung, ihn würdig zu empfangen».

«Sobald die Kulis einen unerhofften Gewinn oder ein gutes Trinkgeld erhalten, geben sie sich sofort dem Opiumgenuss hin und verblöden...!»

«Das Mitleid ist ein mittelmässiges Gefühl, hier ist nur Platz für die starken Gefühle.» «Die Mildtätigkeit, Nächstenliebe sind Tugenden, die sich nur reiche Völker erlauben können, die sich satt essen, und die nicht genötigt sind, aus ihrem Bauch ihren obersten Gott zu machen.»

Ende des Kreislaufs?

Nun, dieser kleine Katalog mag bestätigen, wie China bis zur Zeit Maos von Westlern angesehen wurde. Persönlicher und familiärer Reichtum musste verborgen werden und durch regelmässige Tribute an die Bettlergenossenschaft und Bestechungen an die Priester und die Bürokratie teuer genug gesichert werden.

Gervais geht selbst auch dem Gedanken nach, wie diese merkwürdige Kluft zwischen hohem Können und köstlichen Erbeiten (den Resten der alten Hochkultur) und augenscheinlichem tiefem Verfall erklärbar sein könnte: «Man könnte meinen, das wunderbar schöpferische Streben, das dieses Volk auf die höchsten Höhen der alten Kulturen emporgehoben hat, habe es bis aufs Mark ausgesogen. Jahrhundertlang eine fabelhafte Kunstentfaltung, dann plötzlich ist der schöpferische Schwung zu Ende und es scheint, dass ein dichter Nebel, ein namenloses Narkotikum die Sinne betäubt hat. Sie lesen wieder und wieder die alten Dichtungen, wiederholen die Holzschnitte aus der Zeit des Konfuzius oder geben kleinlich genau die Zeichnungen, die sie nicht mehr erfinden können, auf der Seide wieder».

«Sind wir am Ende des Kreislaufs angelangt?»

«Sind die schüchternen Versuche... Vorzeichen eines neuen Anfangs?»

Wie stirbt eine Kultur?

Es ist, so meine ich, hier wenig von einem Kreislauf und noch weniger von einem Aufstieg zu sehen. Eine Kultur ist keine Pflanze, die aufkeimt, bei guter Bewässerung dann in Blüte kommt, Früchte trägt und — verwelkt und stirbt. Aus den Früchten mag einst der Kreislauf sich fortsetzen...

Aber Gervais verweist uns auf ein anderes Indiz!

Der Provinzgouverneur hatte mal wieder mit seinem Söldnerhaufen die Handelsherren ausplündern und schröpfen lassen: Ein altes Verfahren, die Wehrsteuer zu erheben, welche schon die frühmittelalterlichen Kaiser und Feldherren immer wieder erfolgreich geübt hatten. Er hatte aus dem gewonnenen Metall — zumeist wohl Kupfer — neue Geldstücke prägen lassen, die etwas grösser waren als die herkömmlichen. Frech liess er darauf prägen «200 Kasch — TSCHAO».

Man war allgemein im Deckungsaberglauben, in der Geldillusion befangen. Den «Wert» des Kupfers kannte man genau. Die Bauern und Händler zählten an den Kupfertöpfen, die sie besaßen, ab, dass hier jemand gekommen war, der sie gewaltig übers Ohr hauen wollte.

Man wollte allenfalls vier alte für seine 200 neuen Sapeken anrechnen. Aber der General, der alles so wohl ausgedacht zu *seinem* Gunsten, wollte nicht nachgeben. Die geprellten Soldaten drohten zu meutern. So traten schliesslich die Offiziere geheim zusammen und entschieden die Meinungsdivergenz schon bald mit der Mauserpistole: Geld hat schliesslich seinen Wert, und den misst man an dem, was man mit dem Geld kaufen kann. Geld ist rar und hat seinen Preis; Menschen sind überreichlich vorhanden, sie sind billig wie eine Pistolenkugel!

Die obige Frage: «Sind wir am Ende des Kreislaufs angelangt?» ist zu beantworten: «Ja, aber nicht beim Anfang eines *Kultur*kreislaufs sondern mitten im *Geld*-kreislauf.»

Metallarmut

Und da läuft nun nichts mehr. Metalle sind in dem grossen chinesischen Reiche nicht allzu häufig zu finden; insbesondere fehlt es an edlen Metallen, aber auch an Kupfer, das man seit alters nutzt.

«Die nicht ausreichende Kupferproduktion», so schreibt Herbert Franke (120), «war zweifellos einer der Gründe, die zu einer Papierwährung führten».

Und das schon im frühen Mittelalter. Der Bergbau war zwar ein staatliches Monopol und wurde mit Zwangsarbeitern und Strafgefangenen ausgeübt, aber er scheint jedenfalls für das Hochmittelalter, wo wir spärliche Zahlenangaben besitzen, «unwahrscheinlich gering» gewesen zu sein (H. F.). Die Zahlen für 1328 kann H. Franke mit 1430 kg, also knapp 1 ½ Tonnen ermitteln. Diese Zahl mag nur einen Ertrag aus 7 Bezirken angeben, und es ist fraglich, ob diese geringe Schmelze über längere Zeit und auch bei günstigen Umständen so niedrig blieb. Sicher fest steht aber, dass Edelmetalle und Kupfer wahrhaft knapp waren.

Geldwesen

Nicht einmal wollte es je gelingen, Kupfergeld neben Papiergeld umlaufen zu lassen. *Die Papiergeldmenge* war schwer zu regeln, dass es dem Kupfer gegenüber seine Kaufkraft bewahren konnte, und das Volk verstand nicht den Sinn der Doppelwährung. «Ausserdem ist das Volk sehr begierig auf Kupfergerätschaften, was nicht vorteilhaft ist für einen Kupfergeldumlauf» (H. F.). Diese Zensurmeinung stammt aus dem Jahre 1309 und 10. Da aber zeitweilig alle kupfernen Hausgeräte beschlagnahmt waren (55) ist (75) diese «Begehrlichkeit» wohl auch ein schlichter «Nachholbedarf» gewesen.

Tempelwesen

Wesentlich grösser noch scheint, gegenüber dem Volksbedarf, der der «Kirchen», d. h. der buddhistischen Klöster, gewesen zu sein, denen man sich übrigens stets wegen der Beeinflussungsmöglichkeit der Volksstimmung anzubiedern suchte. Die Kleriker (140) scheinen das Papiergeld nicht geschätzt zu haben. Für die Bronzebildwerke (Kultgegenstände) und auch wohl zur Anlage von Tempelschätzen scheint ihr Bedarf unersättlich gewesen zu sein. 1362 hören wir von einem Staatsrat, dem ein Schriftsatz vorlag: «Betr. 11.: die Einschränkung der buddhistischen Kulthandlungen um der Verschwendung Einhalt zu tun» (143). So wundert es uns nicht zu hören, dass auch besonders in Südchina begierig «Kaurischnecken» als Zahlungsmittel eingesetzt wurden, wenn man sie nur vom Meere her durch den Handel erwerben konnte.

Währung

Es wundert uns nicht, dass — je stärker die zentrale Staatsmacht in den verschiedenen Ländern des grossen chinesischen Reiches wurde, und je mehr ein befriedetes Land dem Händler Lebensmöglichkeiten gewähren wollte — ein weithin brauchbares, allgemein währendes Tauschmittel gefordert wurde und einfach unerlässlich war.

Wir hören von einem interessanten Versuch eines vorchristlichen **Kaisers**: er wollte Krieg führen, aber wie stets wohl in solchem Falle, da alle **Neuprägung** ins Schleppen geriet, fehlte es an Geld zum Kauf der Kriegsgeräte und zur **Bezahlung** der Söldner. Da liess der Kaiser **Ledergeld** herstellen aus den **Fellen** von weissen Hirschen. Diese hielt er, streng abgeschlossen und **monopolisiert**, in einem grossen Hirschgarten. Das Ledergeld, dessen **Monopol** er sich so gesichert hatte, gab er zu hohen Kursen aus und zahlte damit **seine Soldaten**. Er liess also auf monopolisierten, streng gehüteten Lederstücken **jener** weissen Hirschart **Geldtitel** aufdrucken.

Als auch dies für das grosse Reich und den immer grösser werdenden **Handel** nicht mehr ausreichen wollte, die Menge an Lederstücken zu **gering** und der Verschleiss derselben zu **gross** wurde, sich damit keine **Geldflüssigkeit** erreichen liess, ging er — nach den guten Erfahrungen mit dem **Drucken** — **dazu** über, statt des Leders nun **Papier** zu verwenden. Damit war ein **entscheidender** Schritt getan, denn an **Papier** mangelte es nun **wirklich nicht**.

Geld aus Papyrus

Sir John Maundeville, ein vorzüglicher Kenner Chinas, aber ein **nicht gerade** überragender Geldtheoretiker, schreibt über einen Kaiser aus dem **14. Jahrhundert**: «Dieser Kaiser kann soviel Geld ausgeben wie er will, denn er **macht** das Geld aus Papyrus. Von diesem Geld ist einiges von **höherem** und **anderes** wieder von **niedrigerem** Preise, je nach den Statuten. Dies Geld **geht durch** das ganze Land und alle Provinzen Chinas. So kann der Kaiser zur **Bezahlung** seiner Kriegsschuld genug und erschrecklich viel Geld ausgeben». (Zitiert nach Dr. R. Nölle, SDF 1934?, SDF = Schule der Freiheit.)

Erschreckend viel Papier

Die Gefahr einer solchen selbstherrlichen Geldausgabe liegt in der **Tat** **darin**, dass der Landesherr sich nicht bescheidet, noch aber an einem **festen Mass** stabe sich orientiert, sondern «erschrecklich viel» davon in **Verkehr** **setzt**. Das eben scheint die grösste Schwierigkeit und Gefahr jeder **Papiergeldemission** zu sein, das kein **Mass** gehalten oder gefunden werden kann. **Welches** **Mass**, das war eben zunächst noch völlig unbekannt.

So wählte man oft das bequem erscheinende Bedürfnis des **Hofes** oder des **Staates**, seine Aufgaben zu finanzieren, als ein solches «**Mass**». **Gewiss** **geschah** das in dem kindlichen Glauben, dass die mittels dieses **Geldes** **erschaffenen** Dinge und Werke, Anlagen und Werte, quasi die bleibende «**Deckung**» für das Geld darstellen müssten.

Aber nachdem das Geld hier einmal für etwas angewandt war, **einmal** **einen** greifbaren Wert geschaffen hatte, kehrte es ja nicht einfach in die **Hand** der staatlichen Ausgabestelle zurück, sondern trat immer neu und **zunehmend** vermehrt und schneller auf die **Märkte** hinaus und begehrte, im **Gegentausch** **Waren** zu erwerben.

Aufblähung – Inflation

So wirkte das beständig neugedruckte Geldzeichen, wenn auch nur für eine einmalige Neufertigung gedacht, weiter als ständig kreisendes, stets neues Mittel der Markt-Nachfrage, wie zusätzliches Geld, das der alten, vorhandenen Menge zugesetzt wird. Es wirkte als erhöhte, gesteigerte *Geldflüssigkeit*, welcher aber kein neuerzeugtes Warengut gegenüberstand: die Aufblähung, die steigende Inflation war im Gange. Zuviel geldliche Nachfrage steigerte eben alle Preise der Warenmengen, die nicht mit «gewachsen» waren.

Erst «trabte» die Inflation, dann begann sie zu galoppieren. Das Geld — uferlos vermehrt — verlor an Kaufkraft, an Wert, allzuviel desselben stürzte sich gierig auf die nicht mengenmässig nachkommende Warenerzeugung. Schliesslich sind die Sachwerte, das einzig stetig Bleibende; und keiner will das sich entwertende Massengeld annehmen: Der Handel wird eingestellt, er wird sinnlos. Die Stockung ist da, der Geldwertschwund, die Geldwertschwund*krise*, ertötet Handel und Wandel; und übrig bleibt der primitivste Tausch, Ware gegen Ware, Erzeugnis gegen Erzeugnis. Das pflegt das Ende einer jeden galoppierenden Inflation über kurz oder lang zu sein.

Ausdörren der Geldflüssigkeit

Natürlich war nach einer solchen Katastrophe zunächst auf lange Zeit der Kredit des Papiergeldes dahin. Man kehrte zu dem alten Tauschhandel oder vertrauten Währungen zurück: ob das nun Silber-, Gold- oder Kupferwährungen oder Muschelgeider waren.

Aber entsprechend der schlechten Rohstoffversorgung mit Edelmetallen und Kupfer (sogar Muscheln waren schlecht zu beschaffen, denn die Kauri kommt ja von Indien [Malediven] oder Ostafrika, das wie gesagt in China sehr knapp war, und bei der Kostbarkeit von Muscheln, insbesondere den Kaurischnecken, die man wegen der Heiligkeit des sinnbildlichen Erdmuttergeschosses, den sie darstellt, teuer hielt und schnell hortete und gar nicht weiter in den Warentauschkreis gab, war im Handumdrehen jede *Geldflüssigkeit*, auf der allein der Handel allgemein gedeihen kann, vorbei und dahin. Die *Absatzkrise* bei *Geldstockung* begann und sie schleppte sich jahrzehnte- und sogar jahrhundertelang, Volk und Kultur ausdörend, dahin.

Fässer ohne Boden

Bis ein «neuer» Kaiser trotz allem sich etwas einfallen liess, oder einfach auf das Papiergeld zurückkam. So hören wir bei dem Sinologen Paul Nagel («Geld und Boden», Seite 80) vom Stillstand der chinesischen Kultur, seit der Tangzeit (700 n. Chr.) als Folge einer Baisse (= Niedergangszeit) bei allgemeinem Silbermangel.

Nach Gerloff (§ 11, Seite 120) verwandten die chinesischen Kaiser versuchsweise Tuchgeld oder Seidengaze, aber schliesslich fand man doch immer wieder zum Papiergeld zurück, um die Geldversorgung auf den Märkten aufzubessern und — der Fehler lag zu nahe — um die Staatskasse bequem wieder auffüllen zu können und damit(!) die Staatsschulden abzutragen.

Dabei war es naturgemäss so, dass jeder zentralistische Staatsbetrieb immer neue Kanäle (Truppenbesoldung, Geschenke, Bestechungsgelder, Luxus) zu graben verstand, in die diese Gelder abfliessen *mussten*. Nicht selten bestand der Boden dieser Kanäle überdies noch aus purem Sand, in dem ungeahnte Geldmengen völlig unbemerkt und unkontrolliert zu versacken und zu versinken begannen: Das berühmte Fass ohne Boden.

Mass halten

Immer wieder taucht als Schwierigkeit einer Papierwährungsverfassung auf, dass man die auszugebende Menge nicht festzulegen verstand. Nach welchem Mass sollte man sie bemessen? Nach der Not der Staatskasse, nach vorhandenen Rohstoffvorräten (Seide, Reis, Metalle), nach der Kopfzahl der Bevölkerung, nach dem Verlauf der Preisentwicklung?

Eine weitere bedeutsame Schwierigkeit lag darin, dass man das Papier (im Gegensatz zum Leder der weissen, kaiserlichen Hirsche, nicht monopolisieren konnte. Fast jeder Chinese konnte sich selbst Papier anfertigen!

Weiterhin: die Druckstempel aus Holz, die Druckplatten also, aber auch die Druckstöcke aus Metall vermochten sich bei der fein entwickelten Handwerkskunst und Fertigkeit, welche dem klugen Chinesen zu Gebote stehen, so gut wie jeder herrichten und besorgen.

Weitere Sicherheits- und Schutzmassnahmen — wie etwa das Wasserzeichen, Geheimzeichen, Metallfäden, grafische Feinheiten oder dergleichen — kannte man noch nicht, und das Reich war überdies gross und der Kaiser weit.

Corriger la Fortune

So bestand geradezu — trotz oder wegen der geforderten Todesstrafe für die Übeltäter — eine unwiderstehliche Lockung und «Aufforderung», das Glück und Schicksal der Wirtschaft zu «verbessern» (Corriger la Fortune), indem man falsche Papierchen in bald wahren Fluten «aus der Provinz», ins Volk und unter die Händler einschleuste.

So sehen wir also viele Neu-Ansätze zur Papiergeldwirtschaft und ebenso viele Beendigungen einer solchen kurzlebigen Geldflüssigkeit in Erstarrung. Das Sterben und das Einschlafen aller Regsamkeit folgt, wie nach dem glänzenden Tage die Nacht einbricht.

Geschichte des Papiergeldes in China

Eine augenscheinlich gute geschichtliche Übersicht über das chinesische Papiergeld gibt uns T. F. Carter in «The invention of printing in China», New York 1925, auf deutsch «Die Erfindung des Druckens in China und die Verbreitung desselben nach Westen». Weitere Quellen sind mir nicht bekannt — von H. Franke abgesehen. Einzelheiten geben aber auch die Chines. Reichsannalen (s. bei H. Franke). Im Buche Carters findet man (Kapitel 11) einen Bericht über Papiergeld. (Betrifft die Tang-, Sung-, Yüan- (Mongolen) und Mingdynastie.)

Der Tangkaiser Tien Tsung (809 nach Christus) dürfte einer der ersten gewesen sein, der sich an dem echten Papiergeld aus Maulbeerrinde versucht hat, um der Kupferknappheit entgegenzutreten und den Zahlungsverkehr zu erleichtern. Es ist nicht klar, ob es sich um geschriebenes oder gedrucktes Papiergeld gehandelt hat. Sein Geld scheint aber ein baldiges Ende gefunden zu haben.

Aber schon 150 Jahre später regt sich erneut das Bedürfnis nach dieser Lösung für den Zahlungsverkehr. 930 war die neue Technik des Hochdrucks nach Holzmodellen in Gebrauch gekommen. So konnte man nun besser und besser gesichert, Papiergeld drucken lassen.

Die Sage erzählt übrigens, dass man in der Provinz Sze-Chuan, bei besonders fühlbarer Silber- und Kupfergeldknappheit, schliesslich eiserne Münzen goss. Aber diese waren doch wohl zu unhandlich und zu schwer für den Handelsverkehr. Da taten sich Kaufmannsfamilien zusammen und gaben privat papierene Anweisungen auf dieses unhandliche Eisengeld heraus. Das half, solange die Glaubwürdigkeit und der Kredit aushielten, zur Erleichterung des Tauschhandels. Aber, wie schon so oft: man hatte oder kannte kein Mass und vermehrte die Druckerzeugnisse heimlich und hemmungslos und das Ende war ein allgemeiner Kladeradatsch.

Fliegendes Geld

Der Kaiser verbot das private Papiergeld; aber für seine eigene Finanzpolitik fand er dieses Papiergeld doch so gut, dass er kaiserliches, sogenanntes «fliegendes Geld» als Monopol seines Hofes drucken liess. 970 errichtete er das «*Amt für bequemes Geld*», und dieses Amt hat von da an 400 Jahre lang China mit Papiergeld versorgt.

Geschickt verstand es dieses Amt, die Menge des Papiergeldes in «mässigen Grenzen» zu halten, wodurch sein «Wert» und seine Kaufkraft einigermaßen stabil gehalten werden konnte. Aber, wie wir noch hören werden, verstanden sich die letzten Mongolenkaiser der Yüandynastie nicht mehr auf diese weise Beschränkung und inflationierten das Geld so stark, dass es wieder einmal seinen gesamten Kredit verlor.

«Im Lauf der Jahre wurde mit der Zeit das Papiergeld unsicher und wertlos. Die Warenpreise schnellten in die Höhe, Betrug und Fälschung nahmen täglich zu und der Wohlstand des Volkes erschöpfte sich...» Das alte Lied! Kupfergeld sollte nutzen, aber es wurde wieder gehortet.

Die nachfolgende Dynastie der Ming (ab 1368 bis 1600) hatte nach längerer Zeit geordneter Geldverwaltung ebenfalls schliesslich verwirtschaftet und verdarb den Kredit des Anfangs so guten «fliegenden Geldes» völlig in einer uferlosen Inflation. Um 1400 war jedes Vertrauen verwirtschaftet und man kehrte zum Silber zurück, das man zuwiegen musste. Aber man hatte viel zu wenig davon.

Das Leben erstarb

Ein Kritiker — der Sinologe Paul Nagel (14.7.35 SdF -) schreibt über dieses Ende betrübt: «Bei einer solchen Metallwährung pulsiert natürlich das Geld nicht mehr so rege und die kulturelle Erstarrung Chinas, die seit jener Zeit datiert, dürfte als Krise monetären Ursprungs zu deuten sein».

«Im Jahre 1437 bittet das Finanzministerium den Mingkaiser um die Zahlung der *Beamtengehälter in Muschelgeld, statt in Papiergeld*» (Gerloff, 108). Interessant ist übrigens, dass in Europa, und zwar in *Spanien*, das auch immer mehr Mangel (trotz der amerikanischen Importe, welche viel zu schnell abwanderten nach London oder Holland usw.) an Geldflüssigkeit verspürte, kurz nach 1400 zum *ersten Mal auch ein europäisches Papiergeld auftauchte*.

Was in der Yüanzeit (Dynastie der Mongolen) insbesondere unter Kublai Khan (Schitzu, 1260 bis 1294), der grossartigsten Herrschergestalt des Mittelalters, für China geleistet worden war: die Verstetigung der Wirtschaft mit Verstetigung des Geldumlaufs, gab letztlich noch einen grossartigen Auftakt zu der folgenden national-«eingeborenen» Mingdynastie (1367—1644).

Hochkultur

Alle Zeichen hoher Kulturblüte finden wir unter Kublai: er liess den bedeutenden Kaiserkanal bauen (von Hangtschau bis Peking), erneuerte die grossen Getreidelieferungen per Schiff in die Hauptstadt, er förderte das Handwerk, und unter seiner Regierungszeit entstehen erste, grosse Fabrikationsbetriebe. Die Porzellanmanufaktur bildet sich zu solcher Blüte aus, dass sie ein Hauptexportgut liefert. Die klassische Literatur und Malerei blüht auf, und eine beispielhafte Duldsamkeit gegen religiöse Strömungen und volkliche Eigenheiten machten das Leben reich und vielgestaltig.

Das Ende der Yüan-Dynastie ist nicht ganz geklärt. Ob die nach Kublai Khan schlecht geführte Währungsverwaltung mit ihren sich steigernden Inflationen das Ende (unter Aufständen gegen die «Fremden!») mit herbeiführen half, ist ungewiss, aber möglich.

Die «Geld-Verrufungen» in der Mingdynastie

Die Nachfolgedynastie der Ming stand vor wenig erfreulichem Erbe. Aber sie löste das so ernste «Münz»problem mit einer baldigen Rückkehr, so scheint es, auf die kublaische «Disziplin», nämlich mit der Reglementierung und der Verwendung des Papiergeldes (H. F., 100). «Der augenscheinliche Zusammenbruch der mongolischen Währung, zumal der des Papiergeldes, konnte nicht verhindern, dass auch die chinesisch-nationale Dynastie der Ming, die sich doch in so mancher Hinsicht von der Mongolenherrschaft zu distanzieren bemühte, schon bald zum Papiergeld zurückkehren musste.»

1375, also gerade 7 Jahre nach Vertreibung der Mongolen aus der Metropole, führten die Ming wieder Papiergeld ein. ... wie denn überhaupt die Ming in sehr vielen Dingen die Einrichtungen der Yüan (die grossartigen Verwaltungseinrichtungen des Kublai) letzten Endes übernahmen (H. W.).

«Auf dem Gebiete des Geldes hat sich ebenfalls die Macht des Papiergeldes als stärker erwiesen, als der Wunsch zu einer reinen Kupferwährung zurückzukehren, wie er immer wieder von der konfuzischen Orthodoxie erhoben worden ist.»

Diese war augenscheinlich das Sprachrohr der chinesischen «Fugger» und plädierte für den «ewigen Pfennig», für das knappe Geld ohne flüssige Be-

wegung, bei der sie erfahrungsgemäss in Folge von Not und Geldmangel höhere Zinseinkünfte für Darlehen erzielen und erhoffen konnte (H. W.).

Alle Zahlungen des Staates wurden in Banknoten und mit Zwangskurs geleistet. Diese waren jedoch nur 2 Jahre gültig. Nach dieser Zeit mussten sie gegen neue Noten eingewechselt werden, wobei 2% zurückbehalten wurden (bei Kublai Khan waren es 3% Eintauschsteuer).

«Diese Massnahme, die der Erhebung einer Steuer von 1% in einem Jahre auf dem umlaufenden Gelde gleich kam, blieb bis zum 15. Jahrhundert bestehen ohne eine neue Inflationskrise hervorzurufen. Zudem verhinderte der obligatorische Austausch der Noten ihre Hortung» (Sperrung, von H. W.).

So steht es zu lesen in Pirenne «Weltgeschichte von den Anfängen bis zum Abschluss des 2. Weltkrieges». (Lieferung in Band 2, Seite 330.)

Münzen aus der Kreuzfahrerzeit

Fürsten von Achaia



Florent de Heinaut
1289–1297
Denier tournois o. J.



Isabelle de Villehardouin
1297–1301
Denier tournois o. J.

Marco Polo aus Venedig bei Kublai Khan

Kakao-Bohnen-Geld

Im gleichen Jahrhundert der europäisch-asiatischen Hochkonjunktur kam es in Mittelamerika durch das Kakao-Bohnen-Geld der Azteken zu ähnlichen Erscheinungen, wie wir sie aus dem chinesischen Reich hören.

Dieses Geld wurde in Kannen gewogen; dadurch dass die Bohnen durch den allmählichen Wasserverlust trockener und leichter wurden, musste man mit fortschreitender Jahreszeit, im Jahresverlauf bis zur nächsten Ernte, ein zunehmendes Aufgeld an Bohnen zulegen, um das rechte und feste Mass zu erreichen. Also stand auch hier das Geld unter dem Zwang sich anzubieten. Seine Hortung war durch den Gewichtsverlust, die Wertminderung, geradezu unmöglich geworden: Es *musste* ausgegeben werden und zwar zwangsläufig, weil die gehorteten «Werte» mit der ablaufenden Zeit mitschrumpften. Eine Schatzbildung und Hortung solchen Bohnengeldes war einfach sinnlos, weil täglich diese Hortung kostspieliger wurde (neue Illustrierte Zeitung 22.6.39 nach SdF 39, Seite 119).

Export und Expansion einer Erfindung

Ob der Ring, der sich um die Erde spannte, mit diesem Angebotsgeld, (fast könnte man für das Bohnengeld, das nicht ganz zutreffende und verhängnisvolle Wort vom «Schwundgeld» aufgreifen), zu schliessen ist, in den man die tatarischen Reiche, die türkischen, die indischen und die islamischen Länder noch in Zukunft einbeziehen muss, das kann aber noch nicht beurteilt werden, da Einzelheiten von den Geschichtsquellen noch ausstehen.

Fest steht, dass das Kublai Khansche Papiergeld bis in die fernere Umgebung, nämlich bis Siam, Kambodscha, Indien und Persien exportiert worden ist: Gute Erfindungen gehen und gingen schnell um die Erde; aber ein abschliessendes Urteil ist, wie gesagt, noch zu früh.

Eine Reise zu Kublai

Von dem grossen Kublai Khan — er ist zweifellos der Urheber der grossen mittelalterlichen Blütezeit Chinas — müssen noch interessante Einzelheiten seines Wesens und seiner grosszügigen Taten erwähnt werden. Zu unserem grossen Glück besitzen wir eine verständnisvolle und umfassende Reisebeschreibung aus einer europäischen Feder, die uns sein Bild zuverlässig gibt. *Marco Polo*, als 16jähriger Kaufmannslehrling von seinen Brüdern mit auf Weltreise genommen, schildert nach 23jähriger Reise und glücklicher Heim-

kehr seine Erlebnisse, die er im Gefängnis in Genua einem Mitgefangenen als Reisebericht auf französisch diktiert. Seine unwahrscheinlichen Abenteuer und seine spätere Freundschaft mit Kublai klingen einfach lügenhaft, ebenso, dass er ihn überhaupt in Freundschaft nicht einmal hergeben wollte, um ihn zurückreisen zu lassen. Der Bericht — hier in seinem Vaterlande in Italien als Lügenbericht missachtet, trug ihm den Titel Mister Millione, d.h. millionenfacher Lügner ein. Später aber wurde dieser mehr und mehr als wahr anerkannt und wird heute durchaus von Kennern und Geschichtsforschern als hervorragend und als ebenso wahr wie zutreffend, in den Kenntnissen fest und ohne Übertreibungen gegeben, hochgeschätzt als einziger Augenscheinbericht, den wir von einem Europäer über die Zeit Kublai Khans besitzen. Ein gleichzeitiger arabischer Bericht, der des Ibn Batuta hat sich dagegen als unwissenschaftlich und zu legendär-märchenhaft erwiesen, er kann mit Polos Bericht nicht Schritt halten. Die Herrschaft Kublais war demnach streng, aber tolerant und sehr bedacht auf Gerechtigkeit und ein blühendes Gemeinwesen. In Hinsicht auf das Geldwesen Kublais schreibt Marco Polo aber:

«In der Stadt Kambalu (= Peking) befindet sich die Münzanstalt des Grosskhans, von dem man wirklich sagen kann, dass er das Geheimnis der Alchemisten kennt, da er die Kunst versteht, Geld zu machen. Er lässt nämlich die Schale von den Maulbeerbäumen, deren Blätter den Seidenraupen als Futter dienen, abstreifen und nimmt davon die dünne Innenrinde, die sich zwischen der rauheren Borke und dem Holz des Baumes befindet. Diese lässt er einweichen und in einem Mörser zerreiben, bis sie zu Brei geworden ist. Daraus wird das Papier gemacht, das dem aus Baumwolle hergestellten gleicht, aber ganz schwarz ist. Dieses wird nun in Geldstücke von verschiedener Grösse geschnitten, die fast viereckig, aber meistens etwas länger als breit sind. Von diesen gilt das kleinste einen Pfennig, ein etwas grösseres einen venezianischen Silbergroschen, das nächste zwei Groschen, dann fünf, dann zehn Groschen, wieder grössere gelten einen, zwei, drei bis zu zehn goldene Byzantinen, und all dieses Papier wird so aufwendig hergestellt, als sei es lauter echtes Silber und pures Gold. Denn auf jedes dieser Stücke schreiben mehrere Beamte, die dazu besonders angestellt sind, nicht allein ihre Namen, sondern drücken auch ihre Siegel darauf, und anschliessend taucht der oberste Münzmeister das ihm anvertraute Siegel in Zinnober und stempelt damit das Papier; auf diese Weise erhält es volle Kraft als gültige Münze, und wenn jemand es nachmachen wollte, würde er als Kapitalverbrecher bestraft werden. Niemand wagt es, das in so grosser Menge geprägte Papiergeld, das in allen Provinzen des Grosskhans in Umlauf gesetzt wird, als nichtgültige Zahlung abzulehnen. Alle Untertanen nehmen es vielmehr ohne Zögern an, weil sie, wenn sie wollen, auch wieder Perlen, Juwelen, Gold und Silber dafür kaufen können.

Zu verschiedenen Zeiten im Laufe des Jahres kommen grosse Handelskarawanen mit den schon oben erwähnten Artikeln an, die sie vor dem Kaiser ausbreiten. Dieser ruft darauf zwölf kundige Männer und befiehlt ihnen, die Waren genau zu prüfen und den Wert, zu welchem sie gekauft werden können, festzustellen. Bei der Summe, die sehr gewissenhaft errechnet wird, räumt er einen vernünftigen Gewinn ein und zahlt dann augenblicklich jenes Papiergeld dafür, wogegen die Händler nichts einzuwenden haben, da sie es,

wie schon bemerkt, für ihre eigenen Einkäufe wieder verwenden können. Wenn sie aber in einem Lande zu Hause sind, in dem diese Währung keine Gültigkeit hat, verwenden sie das Geld für den Einkauf anderer Waren. Wenn jemand Papiergeld besitzt, das durch langen Gebrauch schadhaft geworden ist, so bringt er es in die Münzanstalt, wo er mit einem Aufschlag von nur drei Prozent neue Noten dafür eintauschen kann. Wenn jemand sich Gold oder Silber verschaffen möchte, um es weiterzuverarbeiten, wendet er sich gleichfalls an die Münzanstalt, wo er für ein Papier die benötigten Metallstücke erhält. Sämtliche Truppen des Kaisers werden in dieser Währung bezahlt. Der Grosskhan verfügt über einen grösseren Schatz als irgendein anderer Fürst dieser Welt.

Die Angaben über die verschiedene Grösse der einzelnen Papiergeldwerte und den dreiprozentigen Abzug beim Umtausch unbrauchbar gewordener Scheine entsprechen genau der Wirklichkeit. Schon diese Angaben allein beweisen, dass Marco Polo tatsächlich in China gewesen ist.

Die Mongolen und das Papiergeld

(Nach «Schule der Freiheit», 1935)

Die Mongolen fingen mit der Ausgabe der Banknoten im Jahre 1236 an. Lange bevor der Sitz ihrer Regierung nach China verlegt wurde. In Peking, ihrer späteren Hauptstadt tauchten diese Papierscheine schon unter dem Grosskhan Oktei auf, man nannte diese Noten «T-Schau». Im ersten Regierungsjahr gab Kublai sofort solche Noten aus, also 1260. Offenbar gelang seinen Behörden in diesem riesigen Reiche nicht gleich die Einhaltung stabilen Wertes, bzw. besser «stabiler Kaufkraft». Es gab augenscheinlich eine Preissteigerung, eine zunächst wohl leichte, aber deutliche Inflation. Das aber zeigte den Münzbehörden an, dass augenscheinlich zuviel Geld im Land war. So machten sie 1287 einen ersten Währungsschritt, indem sie 5 der alten Scheine gegen 1 neuen — und als solchen kenntlich — mit der Wertangabe «1» umtauschten.

Um einen Anhalt für die Menge zu haben, die man ausgeben wollte, erklärte man die Scheine als zur Hälfte durch einen staatlichen Silberschatz gedeckt. Ursprünglich hatte man auch vielfach angekaufte Seidenballen — immerhin in der Vorstellung des Volkes von einem bearbeiteten Wert, unter dem man sich etwas vorstellen konnte — als Begrenzung der Menge oder wie man später sagte «als Deckung» festgelegt. Somit waren solche Geldscheine eine Art Depositenscheine, d.h. Quittung über niedergelegte Seidenwaren oder Edelmetalle. «Wie denn überhaupt die Yüandynastie stets die Fiktion aufrecht erhielt, als ob ihr Papiergeld nur eine Anweisung auf Ware (Seide oder Metall, Kupfer oder Silber) gewesen sei, nämlich durch Verwendung von Metallgewichtsmassen, als Nennwertbezeichnungen. Aber wie sich später zeigen sollte, hielten sich die Nachfolger Kublais nicht an die weise Mengenbeschränkung, sondern druckten für ihre privaten (des Hofes und der Hofhaltung) und staatlichen Bedürfnisse (Kriegsführung, Soldatensold, Geschenke), lustig drauflos.

Die Geldausgabe der Yüan

Soweit bekannt geworden und nachprüfbar ist, wurden (jährlich vom Finanzministerium festgelegt) für die folgenden Jahre ausgegeben:

1200	73352 Ting
1270	96768 Ting
1275	398194 Ting
1280	1.135800 Ting
1285	2.043080 Ting
1290	500250 Ting
1294	193706 Ting (Tod Kublais)
1300	600000 Ting
1310	1.450368 Ting
1312	2.222336 Ting
1320	1.480000 Ting
1330	450000 Ting
1356	6.000000 Ting

Zu den Emissionen (Notenausgaben) ist zu bemerken, dass die in den Steuereinnahmen zurückfließenden Gelder — jedenfalls zum Teil — wieder abgezogen werden müssten. Eine verlässliche Zahl der in Umlauf *bleibenden* Papiergelder haben wir also keinesfalls.

Aber wie sich später zeigen sollte, hielten sich die Nachfolger Kublais eben nicht an dessen weise Mengenbeschränkung.

Kublai selbst dagegen muss mit genialem Gespür ausgestattet gewesen sein, «weil er in Friedenszeiten stets darauf bedacht war, seinen Untertanen *allgemeinen* Wohlstand zu ermöglichen.

Nach Kriegen, ...zwang er den besiegten Völkern *seine* Währung auf. Die Folge war, dass sich diese wirtschaftlich und kulturell schneller erholten, als sie es selber glauben konnten. Der Wohlstand nahm zu und alle Unbilden der Kriegszeit waren bald vergessen. Marco Polo gibt das offen in seinem Bericht zu.» (H. Lemcke, Hamburg 1908).

Erfolge und Exporte des guten Papiergeldes

Dass das Papiergeld in dieser gut redigierten Form auch auf andere Staaten einen guten Eindruck gemacht haben muss, ersieht man daraus, dass es dort nachgeahmt worden ist. Leider bestehen im einzelnen darüber noch keine Erfolgsmeldungen.

Von China aus ist das Papiergeld (durch die Mongolen selbst also, H. W.) in Persien eingeführt worden. (1294) Die dort ausgegebenen Banknoten waren Kopien, Nachahmungen des von Kublai in China ausgegebenen Geldes. «Sogar der Name des chinesischen Geldes landet dort für die papierenen Gelder wieder. Das persische Wort für Papiergeld «Cau» ist eine Wiedergabe des chinesischen Wortes Tschau.»

«In Indien wurde unter dem Sultan von Dehli, Muhamed Togluk (1325—1351) gleichfalls der Versuch gemacht, eine Papiergeldwahrung zu schaffen. Vermutlich ebenfalls nach chinesischem, bzw. mongolisch-persischem Vorbild, sodass die ursprünglich chinesische Institution des Papiergeldes durch die Mongolen bis nach Vorder- und Südasien verbreitet worden ist» (H. Franke).

Letztlich erfolgte allüberall — bei ausgeweiteter Handels- und Geschäftstätigkeit jedenfalls — die Einführung von Papiergeld «aus einer Zwangslage heraus» (H. Franke).

Lin Suan (bei Herbert Franke, Seite 156) drückte es zu seiner Zeit so aus: «... Wodurch das Papiergeld aufkam? ... Als zu Beginn der Regierungsepoche Schao-Hiu der Sung (sudchinesischer Staat, ab 1131—1163, H. W.) der Sold für die Truppen nicht ausreichte, da stellte man dieses Geld her, um die reisenden Kaufleute zu ermuntern. Es war ein Plan, um Einkäufe von Staats wegen in den Grenzgebieten durchzuführen, und im Vergleich mit Kupfermünzen war das Papiergeld leichter im Transport und in der Handhabung».

Von den Sung übernahmen es die Kin, welche Nachbarn der Mongolen unter Kublai waren. So wanderte das «bequemere Geld» nach Norden. Und Kublai begann es in grossem Masse, im Grossversuch sozusagen, zu verwenden. Er dürfte unter Schmerzen die ersten, wesentlichen Erfahrungen damit gesammelt haben.

Mass halten

So lernte er, die Menge in Grenzen zu halten. (H. F., Seite 13): «Aus einer Eingabe des Vizekanzlers Li meng: Zur Regierungszeit Schi tsus (Kublais) bemass man die Ausgaben nach den Einnahmen *und hielt Mass*. ... Daher waren die Speicher und Kassen gefüllt». So blieb das Preisniveau, wenn man die Geschichtsschreiber richtig deutet, einigermassen gleich. Dabei war die «Deckung» wohl mehr für das Auge des Volkes von Bedeutung, welches immer noch an «Wertvorstellungen» materieller Hintergründe klebt und die funktionelle Wertigkeit der Kaufkraft (gegeben durch das gleichbleibende Mengenverhältnis von Geld zur Warenmenge) niemals ganz zu verstehen vermag.

Sehr schwierig war zweifellos der stetige Umlauf, um damit das volkswirtschaftliche Gleichmass der Geldflüssigkeit zu erhalten. Die Trägheit und das Misstrauen der Bevölkerung wird bei verstetigter Wirtschaft ganz besonders bei kriselnder Lage immer die Neigung haben, Gelder «ruhen» zu lassen, zu horten, zu verschatzen. Dann aber ist schon der Umlauf und die Geldflüssigkeit gestört, wenn nicht aufgehoben.

Was ist da zu tun?

Leichte Inflationierung

Erzeugt man eine kaum bemerkbare, leichte inflatorische Preissteigerung durch mässige Vermehrung der Zahlungsmittel, so treibt man damit das die Entwertung furchtende Geld auf die Märkte, weil die Waren nun eher wertvoller und beständiger sind als das inflationierende Geld. Prof. L. Erhards leichte, kaum merkliche

Inflationierung wirkte dadurch deutlich wirtschaftsanregend. Immerhin hat solche Inflationierung die stete Gefahr in sich, ins Galoppieren zu geraten und damit die gesamte Wirtschaft in den Abgrund zu manövrieren.

Ob es da nicht besser ist — wie in China geschehen — entweder das Geld schon alle zwei Jahre für ungültig zu erklären und die Geldscheine (gegen eine «Umtausch-Steuer» oder — so wirkt diese sich aus — gegen eine Umlaufssicherungsgebühr) gegen neuwertige einzutauschen?

Dieses Verfahren scheint sich — besonders in der auf die Mongolen folgende Ming-Zeit für Jahrhunderte(!) bewährt zu haben! Umlaufsteuer zwecks Umlaufgarantie, das scheint damals in der Tat *die* Lösung gewesen zu sein.

Einzig dem verbrecherischen Nachdrucken von Geldscheinen aus gefälschten Stempeln oder anderen Durchstechereien beim Umtausch selber, bei dem die Beamten sich immer wieder bereichert haben (— wer denkt da nicht an den unlängst sogar bei der Bundesbank aufgedeckten Schwindel von den Altgeld-Verbrennungsofen, bei dem diese Verbrecher Papierfetzen statt aussortiertes Geld in den Ofen schoben, um die Altscheine ein zweites Mal zu verwenden zum eigenen Nutzen —) war trotz der angedrohten Todesstrafe (nach den üblichen einhundertseven, schon fast immer tödlichen Stockhieben) nicht endgültig beizukommen. Das Reich war zu gross, die Tauschbanken und die Verbrennungsofen zu weit auseinander und der Kaiser lebte in Peking und hatte zumeist andere Sorgen. Ein Wasserzeichen war noch nicht erfunden und auch die Papiersorten konnte man nicht fälschungssicher machen, auch die Nummerngebung war augenscheinlich nicht so vervollkommenet, wie sie es heute ist. Das waren aussergewöhnliche und bedenkliche Schwierigkeiten. Um so erstaunlicher aber ist es, dass das damalige Papiergeldwesen immerhin noch so vorzüglich gearbeitet hat, dass es über hunderte(!) von Jahren im fernen Osten als fest beheimatet gelten kann.

Leider scheint man dann doch eines Tages die Mengenbeschränkung vergessen zu haben, worauf es aber gerade ankam, oder hat der staatlichen oder fürstlichen Habgier nachgegeben, welche das «bequeme» Geld uferlos vermehrt haben müssen, sodass die überbordende Inflation schliesslich dem Papiergelde den letzten Kredit nahm, und man allgemein seine weitere Annahme verweigerte.

«Nicht lange, da schnellten die Warenpreise in die Höhe; die Preise erreichten mehr als das zehnfache (auf der Höhe der Inflation sogar das 50- bis 60fache), auch brachen im Reich Aufstände aus; das Militär kaufte Papiergeld auf zur Ausgabe als Belohnung und Sonderzuweisung. Was täglich gedruckt wurde, war nicht mehr zu zählen. Boote und Wagen zur Beförderung (des neugedruckten Geldes, hw) lagen Bug an Heck, um die ungeordnete Masse weiterzuliefern... Was undeutlich und weich und brüchig geworden war, wurde nicht weitergebracht, sondern weggeworfen und nicht eingetauscht. In der Hauptstadt rechnete man Papiergeld nur noch nach 10 ting, und konnte doch dafür keinen Scheffel Hirse bekommen. Und fernerhin kam auch in den Bezirken und Kreisen der ganze Austausch von Waren gegen das aufgestapelte Papiergeld gänzlich zum Stillstand, so dass die Leute es als wertloses Papier betrachteten und der Staatshaushalt sich alsbald hierdurch erschöpfte.»

Wer vom Wesen des Geldes, also seinem Eigenleben und seinen Lebensgesetzen nichts versteht, befindet sich vor einem unvermuteten — bei allen Ostvölkern

fast gleichzeitigen — Absturz in eine doch recht dunkle Schlucht. Sie ist noch nicht ausgeleuchtet worden. Man sucht also nach allen möglichen Begründungen für den Kultur- und Wirtschaftsuntergang und zieht sie eher an den Haaren herbei, als dass man dem kulturschöpfenden «Wesen» des Geldes nachspürt. So kommt einigen die erste abendländische Pestepidemie gerade gelegen, um ihr die Schuld am Untergange des Hochmittelalters zuzuschreiben und ihr auch die Veranlassung und die Schuld für den Beginn des «finsternen» Spätmittelalters anzulasten.

Aber für Indien und den fernen Osten ist uns davon nichts überliefert. Nur das Ende des blühenden Wirtschafts- und Kulturlebens für diese Region ist feststehende Tatsache.

Untergang der Khmer

Zwischen den Zeilen gilt es zu lesen! So ist vor kurzem ein Büchlein erschienen, um uns eine neue Deutung für den «Fall» von Angkor, jener berühmt gewordenen Dschungelstadt in Indien, zu geben (Jan Myrdal «Kunst und Imperialismus am Beispiel Angkor», 1973).

Das Khmer-Reich erfuhr als naher Nachbar Chinas in den Jahren 900 bis 1400 eine unwahrscheinliche kulturelle und wirtschaftliche Blüte, wie wir sie ja auch für China selber festlegen konnten. Natürlich hat man gerätselt, wodurch der tiefe Fall, das völlige Ende jenes blühenden Reiches wohl zustande gekommen sei. Myrdal weist alle bisherigen Begründungen zurück: «Weder Malaria, noch der Glaubenswechsel vom Hinduismus zum Buddhismus, nicht neidische und kriegslüsterne Nachbarn oder gar die Zerstörung des ausgeklügelten Bewässerungssystems seien letztlich für den Untergang Angkors verantwortlich gewesen».

Nach Myrdal erhob sich das Volk gegen seine Ausbeuter und fegte den allmächtigen Gottkönig vom Thron: «Angkor ging unter; aber Kambodscha überlebte», und so fährt Myrdal fort: «Angkors Fall ist ein ebenso grosser Fortschritt wie der Fall Roms oder die französische Revolution». Aber der Rezensent Jürgen Eyssen in der FAZ, fährt fort: «Myrdals Beelzebub heisst ‚Macht‘ als Interesse der ‚Herrschenden‘, die sich schon damals der Religion bedienten, um ihr System der ‚Ausbeutung‘ aufrecht zu erhalten». «Der Bau der gewaltigen Tempel war davon abhängig, dass die Mehrzahl des Volkes als unwissende Tiere galt» (Myrdal). Das aber machte den Rezensenten und auch uns stutzig. Eyssen fährt mit Recht fort: «Wie vernunftlose Tiere freilich imstande gewesen sein sollen, an einer Zivilisation teilzuhaben, deren auch von Myrdal nicht angezweifelte Höhe nur aufgrund sorgfältiger *Arbeitseinteilung* und hohem technischem Wissen möglich war, das ist nur einer der vielen Widersprüche, in die er sich verstrickt. Die faszinierenden Fotos seiner Frau jedenfalls scheinen (paradoxaerweise!!, hw) Myrdal eher zu widerlegen».

Ist nicht am Ende unsere Untersuchung des Geldwesens jener östlichen Länder mit ihren beigebrachten Belegen wirklich viel näherliegend für den Untergang der Arbeitsteilung und der Hochkultur Khmers? Liegt nicht möglicherweise für den Untergang so vieler Kulturen «weltweit» geradezu, der Schlüssel der Erkenntnis einfach nur im Versagen des noch zu wenig geordneten Geld-«Wesens» all jener Länder?

Leider, so Myrdal, sind fast alle kambodschanischen Staatsarchive weitgehend verbrannt. Aber trotzdem rückt möglicherweise die monetäre Geschichtsforschung eines Tages die Ursache für den tragischen Untergang eines solchen Gemeinwesens von höchster Kultur, gesunder Zivilisation und Technik ins rechte Licht und deckt auf, was nach allen Anzeichen zu vermuten ist: eine weitere hochmittelalterliche Kultur zerbrach mit dem Sterben geordneter Geldwirtschaft und dem Aufhören der *Geldflüssigkeit*, die vordem alles belebt hatte und fruchtbar sein liess.

Zumeist geschieht das augenscheinlich in dem Augenblick, wo — bei den asiatischen Papierwährungen — die leichte Anregung für die Geldflüssigkeit (mittels einer leichten inflatorischen Kreditausweitung) in eine aus Gier erzeugte *rasende Inflation* übergeführt wird. Diese dann verspielt schliesslich jeden staatlichen Kredit und wird damit Kultur und Handel, diese beiden Geschwister, miteinander ermorden.

Ausbleiben neuer Edelmetallfunde, Endzeit

In Ländern mit Edelmetallwährungen erschöpft sich die Flüssigkeit des Geldstromes dagegen meist durch das Ausbleiben neuer Metallfunde, welche den natürlichen Verschleiss und Abriss sowie Verlust von Münzen nicht mehr ausgleichen können oder durch übermässige Hortbildung und Verschattung des Umlaufgeldes infolge politischer, unsicherer Zeitläufe (Kriegszeiten, Seuchen, Wirtschaftskrisen).

Entweder schwillt und schwappt der Fluss über die Ufer, um alles einzureissen (Papiergeld-Inflation, galoppierende Inflation) oder aber er versiegt und hinterlässt ausgetrocknete Flussbetten oder grundwasserlose Wüsten (Ausbleiben der Edelmetallfunde).

So haben wir uns auch das Ende jener segensreichen Geschichtsperiode vorzustellen, die in ihren grossartigen, lebendigen Schöpfungen nachlebt oder nachgelebt hat bis in unsere moderne Zeit. Durch die grosse Chinesische Revolution ist hier zunächst ein Haltepunkt gesetzt, über den hinaus es noch nicht geht. Wohin das grosse so kulturvolle Land einmal weiter hinaus leben will, ist derzeit noch nicht abzusehen, der Widersprüchlichkeiten sind zu viele.

Verkannt als statisches, todkrankes Volksreich vegetierte China in einem unfruchtbaren «Nach-Leben» bis zum zweiten Weltkriege: erstarrt in seiner Dogmatik, seinem Formalismus, seiner festgeschriebenen konfuzianischen Moral und seiner zukunftslosen, ohnmächtigen Bevölkerung, der man weder handwerkliche, noch geistige Intelligenz absprechen konnte, noch die grossartige Bodenkultur seiner tüchtigen, aber armen Bauern mit einer unveränderten Bodenkultur und Fruchtbarkeit der Äcker seit 4000 Jahren.

Zerfall oder Stockung?

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, spätestens aber im beginnenden 15. Jahrhundert, zerfiel, wenn auch aus den verschiedensten Gründen, wie wir sahen, aber doch durch das Versiegen der *Geld-Flüssigkeit*, die Hochblüte

aller Kulturen rund um den Erdball. Die Zeit der Marodeure, der fluchtragenden Verweltlichung, des Materialismus und des Massenelendes hub an. Jeglicher Kredit scheint verwirtschaftet und die Kraft kultureller Blüte erschöpfte sich. In China bleibt für Jahrhunderte dieser Zustand abgestandener, welker Kulturb Blüten, wie in Knospen erstarrt, als rätselhafte «Scheinfrucht» am Baume haften.

Europäische «Neu-Blüte»

In Europa dagegen hebt bezeichnenderweise mit der Entdeckung und Ausbeutung Amerikas — nach der Entdeckung des Kolumbus — unter dem Einfluss der dort geraubten Edelmetalle eine silber- und goldstrotzende, materielle, Neublüte an (siehe Schema von H. Quiring): die vielgepriesene Neuzeit. Aber diese bleibt — dem ausbeuterischen Gelde und der verführerischen Zins- und Geld-«süchtigkeit» entsprechend — eigentlich in der sozialkranken Zivilisation verhaftet, ohne dass wiederum so etwas wie Hoch«kultur» zur Blüte gelangt.

Bis auf unsere Tage bedroht die soziale Frage, die Frage nach der gerechten Verteilung des Reichtums und der Rechte, unsere Völker und lässt den Frieden und die Ausgeglichenheit vermissen, die alleine den kulturellen Bestand für Jahrhunderte gewähren könnten.

Ungewisse Scheinblüte

Längst ist im Abendlande die Versorgung der Gesellschaften mit edlen Metallen, trotz des Booms infolge des kolumbianischen Golderbes und der kalifornischen und südafrikanischen Goldfunde unzureichend geworden. Nirgendwo wagt man, Edelmetallwährungen mit echtem Münzumlau (Goldmünzen z.B.) einzurichten. Sogar das Silber verschwindet mehr und mehr aus dem alltäglichen Geldverkehr.

Bei den beständig an irgendeiner Weltküste schwelenden Kriegen und der allgegenwärtigen Kriegsdrohung, Ausdruck der inneren kulturellen Unausgewogenheit aller Gesellschaften und deren zivilisatorischen Krankheiten (Arbeitslosigkeit, Hungersnot, Überbevölkerung), zeigt sich der völlig unzureichende Zustand unserer Währungen, die Unfähigkeit derselben, den internationalen Warenverkehr und den Kredit- und Zahlungsverkehr, der dazu erforderlich wäre, noch zu bewältigen.

So ist nur noch die Fiktion, die Truglüge, einer Edelmetallwährung, einer Deckung durch edle Metalle, übriggeblieben. In Wahrheit haben wir allwärts nur noch Papierwährungen. Diese sind aber leider nicht einmal vernünftig und gesetzlich mengenbegrenzt, sondern erweisen sich als nach politischen oder fiskalischen Bedürfnissen usw. geradezu beliebig ausweitbar; und nirgends gibt es eine wahre und verlässliche Kaufkraftbeständigkeit gemessen an einem verpflichtenden und unbedingt einzuhaltenden Warenpreis-Durchschnitt (Indexwährung).

So, ohne Entschiedenheit in der Geldverwaltung, schwankt das, was *währen* sollte und Kultur wachsen lassen könnte und würde, im Winde der Interessen-

strömungen und macht das Abendland zu nichts anderem als einem späten Erben Kublai Khans und der Ming Kaiser mit ihrem «bequemen Geld», das treffender «kriminelles Geld» hiesse (Boisguillebert, 1645—1714).

Bequem? Es fragt sich also: bequem für wen und was!

Das Geld wurde zu einem gefährlichen Machtfaktor und dient, statt der Gewinnung von Kultur für alle, zur Beherrschung der weniger bemittelten und hungernden Völker des gesamten Erdkreises. Im Besitz, im uferlosen Ansammeln von irdischen Gütern, scheint allerwärts mehr «Sinn» gefunden zu werden, als in der Bildung und im Aufbau von Kultur und Wohlfahrt für alle nach einer harmonikalen, gottgegebenen Gesetzlichkeit.

Stehen wir erneut vor einem finsternen Zeitalter?

Statt nach den Gesetzen des «Wesens» Geld, eine fruchtbare, freiheitliche Gesellschaftsordnung für alle zu begründen, was nach den vorhandenen wissenschaftlichen Kenntnissen heute durchaus möglich wäre, droht durch die «Überziehung» der Geldversorgung erneut — wie den grossen asiatischen Reichen — eine uferlose inflationäre Überschwemmung mit Zahlungsmitteln. Damit kann jederzeit das Ende einer vernünftigen Geldversorgung (nach einem Warenpreisindex) mit gesunder Geld-Flüssigkeit eingeleitet werden.

Dem Hochmittelalter folgte das «finstere» Mittelalter mit Kulturwüste und Kultursteppe, mit den Briganten und Räuberbanden, den Marodeuren des westlichen Europa, wie sie als besondere Volksplage nach der seuchenhaften Pest des 14. Jahrhunderts den Menschen noch zusätzlich widerfuhr. Gehen auch wir solchen Katastrophen entgegen?

Sind die durch Ballungen von Milliarden hungernder und entrechteter Menschen, durch die irrsinnigen Rüstungen und Bedrohungen einer hochtechnisierten Tötungsmaschinerie, durch Overkillwaffen, die dadurch möglich gewordenen Katastrophen von heute oder morgen überhaupt noch vergleichbar mit denen des sich verfinsternden Mittelalters?

Zeit der Arbeitslosigkeit, der Briganten, des Hungers und der Pest

Abstieg ins «Finstere Mittelalter»

Mit der Ausrottung des Templer-Ordens war in Frankreich die Zeit der Geld-«Flüssigkeit» zu Ende. Die belebende, leichte Inflation durch den beständigen Silberzustrom aus Südamerika war beendet. Frankreich bestand damals in der Hauptsache aus Burgund, der Normandie, Flandern und Aquitanien. Aber die letztgenannten waren englische Herrschaftsgebiete, die indessen wirtschaftlich wie geldwirtschaftlich in engem Zusammenhang miteinander verflochten waren. Die Templer waren allgegenwärtig und bestimmten mit ihrer Geldpolitik alle genannten Länder, wenn sie auch in Paris ihre «Zentralbank» ansässig gemacht hatten. Dort war, so könnte man sagen, das Zentrum des gesamten europäischen Geldmarktes.

Nun blieben die Silberzufuhren aus. Bis dann durch die Wiederentdeckung Amerikas — durch Christoph Kolumbus — der Edelmetallzustrom, dem insbesondere sein und des spanischen Königs Interesse galt, wieder aufgenommen und damit das völlige Wiederaustrocknen der europäischen Wirtschaft verhindert werden konnte, wie es nach dem Ende der Papiergeldinflation dem grossen chinesischen Reiche für Jahrhunderte beschieden war. Es ist heute so gut wie sicher, dass Kolumbus die Seekarten der Templer und deren Vorgänger (der Normannen) im Archiv des Königs von Portugal einsehen und wahrscheinlich kopieren konnte.

200 Jahre nach den Templern haben dann die spanischen Conquistadoren, welche raubend, mordend und plündernd durch Mittelamerika, Peru und Mexiko zogen, die reichen Gold- und Silberbestände der Bevölkerung, der Heiligtümer und der Herrscherhäuser geplündert und eingeschmolzen, um sie in die europäischen Heimatländer bringen zu können. Dieser zunächst beständige «Zuwachs» an edlen Metallen dehnte sich über ganz Europa aus.

Im damaligen Deutschen Reich, bei seinen nordischen oder östlichen Nachbarn kam also allmählich der amerikanische Geldsegen ebenfalls zur Wirkung. Das geschah unter Beschleunigung der Geldflüssigkeit insbesondere dort, wo die Brakteaten, jene durch die Eintauschpflicht unter Schlagschatz stehenden, d.h. also gegen einen Steuerabzug umtauschpflichtigen Dünnpfennige, eingeführt waren. Das aber betraf fast ganz Mitteleuropa von der Schweiz über Österreich, vom Rheine bis Polen und in die Länder der Hanse. Durch diese sinnvolle «Zwangsmassnahme» der Münzherren setzte sich die Geldflüssigkeit und damit die gesamte Wirtschafts- und Kulturlüte in diesen Bezirken noch um einhundert bis einhundertfünfzig Jahre länger segenspendend fort. Sogar über die Einführung des «ewigen Pfennigs» hinaus. Das ging fast bis an die Edelmetallschwemme heran, die dann durch die kalifornischen und nordamerikanischen Goldbooms erst recht und besonders heftig hereinbrachen und die Technisierung und die Befreiung des geschäftli-

gen Bürgertums (seit der französischen Revolution) brachten. Somit gelang damit sozusagen die Anbindung an die «Neuzeit».

Besonders wichtig ist es, dass die wirtschaftliche Erstarrung, welche China seit Jahrhunderten lähmt, Europa erspart blieb. Damit konnte dieser Kontinent sich an die Führungsspitze der Welt setzen. Erst jetzt scheinen die hochbegabten Fern-Asiaten sich aus den Fesseln des westlichen Imperialismus endgültig zu lösen. Hoffentlich ist damit ein Zeitalter friedlichen Miteinanders aufgetan.

Erstarrung der französischen Wirtschaft und Gesellschaft

Das *Ende* der frühen Zeit, einer alle berührenden Geld«*flüssigkeit*», hatte geradezu entsetzliche Folgen. Immer wieder ist man versucht, ein noch unbekanntes und undeutbares Natur-Ereignis dafür zu suchen, zu finden und verantwortlich zu machen. In unserer europäischen Schulbildung ist allgemein das Gebiet des Geldes und der Geldgesetzmässigkeiten so weit ausgeklammert, dass nur in den allerseltensten Fällen einmal der Verdacht bei einem Historiker aufsteigt, dass der zentrale Auslöser für die Katastrophe ausgerechnet diesem vernachlässigten und «unbedeutenden» Faktor Geld zugewiesen werden müsste: Faktor heisst zwar auf Deutsch «Macher» oder Bewirker, aber was soll schon das silberne Blechstücklein, das ein jeder täglich unbedacht durch die Finger laufen lässt, mit Kultur zu tun haben?

Die französische Bevölkerung hatte sich mit dem Zustrom des silbernen Templergeldes, diesem bequemen und handlichen Tauschmittel, so ganz allmählich und doch so innig mit dem Geld-Tauschverkehr «befasst» und ans bare Geld gewöhnt, dass es anstelle der Tauschhandlungen «Ware gegen Ware» für einen jeden nun hiess: Geld tauscht Ware und Ware ist eintauschbar gegen Geld, das damit die «Seele», der «Mittler» und das zentrale Glied allen Wirtschaftens geworden war. Der Feudalherr, der Kirchenfürst, der Weltpriester wie der Ritter, erst recht der Bauer und der Bürger, *lebten* geradezu vom Gelde und seiner friedlichen Tauschvermittlung.

Bei Barbara Tuchmann (26) heisst es: «Von der aufblühenden Wirtschaft des 13. und 14. Jahrhunderts brachten die Profite (Gewinne, hw) im Handel und Ackerbau den Bürgern und Bauern (!, hw) die Mittel, um Freiheiten und Rechte durch Kauf zu erwerben». Und der Aufschwung des Handels kam eben dadurch zustande, dass die «Hebamme Geld» rechtzeitig und in rechtem Masse zur Stelle war. So wie die Kriege durch «Kredite finanziert waren (85)», so war eben auch der Handel bloss eine Frage der Geld-«Flüssigkeit» gewesen.

Für den nach dem Feuertode der Templer erfolgten Niedergang meinte man unter Geschichtsforschern den seit 1338 bis 1458 tobenden und immer wieder aufflammenden Hundertjährigen Krieg oder die Pest (1347), oder allgemein die Hungersnöte und den Ergotismus (Mutterkornvergiftung, Brand) verantwortlich machen zu können. Diese dürften zweifellos wichtige Symptome, aber nicht die endgültige Ursache dafür gewesen sein.

Steven Runciman, bekannt als Forscher für die Zeit der Kreuzzüge (1950) meint – «Die Wirtschaftsgeschichte der Kreuzzüge» (S. 1144) – in Betreff der Periode von 1095 bis etwa 1295, den Rückzug der Templer nach Verlust der letzten Bastion Akkon (1286) und deren Flucht nach Zypern darstellend: «... ist noch immer ziemlich undurchsichtig. Die Unterlagen, auf die sich unsere Kenntnisse stützen, sind unzureichend und viele Einzelheiten lassen sich heute überhaupt nicht mehr aufklären. Aber es ist unmöglich, die politische Geschichte der Kreuzzüge zu verstehen, ohne die wirtschaftlichen und finanziellen Erfordernisse der Ansiedler und der italienischen Kaufleute in Rechnung zu stellen».

Runciman bringt übrigens auf 1262 Buchseiten, auf denen er die Leiden, die Kämpfe, die territorialen Gewinne und Verluste der Kreuzfahrer darstellt, nur ganze 15 Seiten, welche wirtschaftliche Tatsachen, Andeutungen und Überlegungen enthalten!

Allgemeine Niedergedrücktheit (Depression)

Da allgemein einfach das *bare* Geld fehlt, so herrscht nicht nur auf den Märkten eine schwergedrückte Volksstimmung. Eben heute können wir das in Deutschland und darüberhinaus auch in anderen Ländern wieder beobachten, wie allgemeine Weltverdrossenheit, Unmut und auch Untergangsstimmung sich ausbreiten, wie sozusagen die Pessimisten ihre Saat ausstreuen und ihre Ernte einzubringen versuchen, die Verstorbenen glücklich preisen und den Selbstmord – in Gedanken – pflegen.

Jean Venette, ein bekannter Karmeliterpriester und Prior klagt um 1360 (BT. 161): «die Kirchenglocken riefen die Menschen nicht mehr, Gott zu preisen, sondern Schutz vor dem Feind zu suchen. Wenn man nicht in der Nähe einer befestigten Kirche wohnte, blieb keine andere Wahl. Man nächtigte mit dem Vieh auf einer der Inseln in der Loire, ja sogar auf Booten vom Ufer genügend entfernt, oder in Höhlen. Viele Familien zogen in die mit Mauern befestigten Städte. Ganze Klosterbelegschaften zogen ab, da die Sicherheit für Leib und Leben nicht mehr gegeben war.» Insbesondere warf der Prior dem Adel vor, nicht – wie es seine Pflicht gewesen – zu helfen, im Gegenteil «alle anderen zu verachten und zu hassen, und nicht den wechselnden Nutzen von Herrn und Gemeinen ‚zu bedenken‘, und weiter: «das ganze Land Frankreich begann ‚Verwirrung und Trauer‘ anzulegen wie ein Gewand, weil es keinen Beschützer hatte».

Barbara Tuchmann fasst das in die Worte: «War das nun nur eine der traditionellen Tiraden gegen diese Welt oder zeigte sich hier ein tiefer Pessimismus, der die zweite Hälfte des Jahrhunderts zu verdunkeln beginnt?»

Verständlicherweise gaben auch noch die drei Wellen der Pestseuche (1347, 1361, 1374), insbesondere durch den Tod (1361) vorwiegend *junger* Menschen «dem Zeitalter ein unheimliches Gefühl des Verfalls».

Um 1366 drückt der Dichter Petrarca (T., 228) in einem Briefe an seinen Dichterefreund Boccaccio seine Stimmung so aus: «Die Erde ist vielleicht von *wahren* Menschen entblösst, sie war nie von Lastern und den Geschöpfen des Lasters dichter bevölkert».

B. Tuchmann fasst für das beginnende 15. Jahrhundert, wie folgt zusammen: «Jetzt erreichte der Totenkult seine höchste Blüte». «Eine Literatur des Sterbens drückte sich in den populären Abhandlungen über die *ars moriendi* (Kunst zu sterben, hw) aus.»

Es wundert uns nicht, wenn nach B. Tuchmann, die Bevölkerungszahl auf die Hälfte abgefallen war. Sie sank aber bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts noch wesentlich tiefer. Die Abgabefähigkeit der Bevölkerung von 1457 wird — verglichen mit der von 1352 — von den Schleswiger Domherren auf allerhöchstens noch ein Drittel eingeschätzt. Grundschulen, wie sie allerwärts bereits ins Leben getreten waren, waren fast überall wieder eingegangen, sie konnten erst spät in der Neuzeit(!) erneut eingerichtet werden. Man weiss ja, dass es sogar in einigen europäischen Ländern heute noch daran fehlt (Italien, Spanien, Portugal — von den aussereuropäischen Ländern ganz zu schweigen).

B. Tuchmann berichtet uns von einem Bürgertagebuch aus dem Jahre 1439 (S. 552), welches uns vom Grasbewuchs der Pariser Strassen berichtet und von Wölfen, welche in den Vorortstrassen Menschen angefallen hatten. Der Bischof von Bordeaux beklagt bitterlich, «dass die Wegelagerer wandernde Studenten auf den Strassen abfangen, berauben oder gar totschiessen». Der Preis, den der (Hundertjährige) Krieg «an Hilfszahlungen und Steuern und entwerteter(!) Währung gefordert hatte», war überhaupt nicht zu schätzen, vom Blutzoll ganz abgesehen. Hierzu nur ein Beispiel: Die Stadt Rouen war in etwa hundert Jahren (bis 1450) von 15'000 auf 6'000 Einwohner zusammengeschrumpft.

Wir kennen ähnliche, wechselnd schlimme, Verhältnisse in Andeutungen aus den verschiedensten Krisenjahren, die wir selbst erleben «durften». Man denke an die Krisenjahre im 19. Jahrhundert oder in jener Notzeit der Jahre 1929 bis 1933.

Man könnte hierzu noch einmal die geradezu klassische Schilderung solcher Krisenlagen aus dem vorigen Jahrhundert bei Friedrich Engels («Sozialismus von der Utopie bis zur Wirklichkeit», Fischer Studienausgabe, S. 172) nachlesen, wenn er über die periodisch sich wiederholenden «Rentabilitäts»-krisen seiner Zeit meditiert. Es heisst dort: «In der Tat, seit 1825, wo die erste allgemeine Krise ausbrach, geht die ganze Industrie und kommerzielle Welt, die Produktion und der Austausch sämtlicher zivilisierten Völker... so ziemlich alle zehn Jahre einmal aus den Fugen. Der Verkehr stockt, die Märkte sind überfüllt, die Produkte liegen da, ebenso massenhaft wie unabsetzbar». Nun, das mag in Kriegszeiten wie im 14. Jh. im einzelnen anders gewesen sein, aber der entscheidende Satz folgt nun: *«das bare Geld wird unsichtbar(!), der Kredit (Leihgeld, hw) schwindet, die Fabriken stehen still, die (früher in Arbeit stehenden, hw) arbeitenden Menschen ermangeln der Lebensmittel... Bankrott folgt auf Bankrott, Zwangsverkauf auf Zwangsverkauf... Jahrelang dauert die Stockung, Produktivkräfte wie Produkte werden massenhaft vergeudet und zerstört, bis... Produktion und Austausch endlich wieder in Gang kommen. Nach und Nach beschleunigt sich die Gangart, und der industrielle Trab geht über in Galopp, und dieser steigert sich wieder bis zur spekulativen Steeplechase (= Höchstkonjunktur, hw), um endlich nach den halbsbrecherischen Sprüngen wieder anzulangen im Graben des Krachs... Der Warenumlauf ist (wiederum) momentan vernichtet, das Zirkulationsmittel, das Geld, (was wieder einmal ängstlich gehortet wird, hw) wird Zirkulationshindernis (dadurch, dass es auf dem Markte völlig fehlt, hw!). Alle Gesetze der Warenproduktion werden auf den Kopf gestellt».*

Ende der Arbeitsteilung

Die Geld-«Flüssigkeit» ist also völlig aufgehoben, der Umlauf stockt, damit aber auch die gesamte, eingespielte Einrichtung der Arbeitsteilung, der Erzeugung und der Verteilung. *Der Blutkreislauf der Wirtschaft steht still*, der Tod ist nahe. In der allgemeinen Erstickung endet das Leben, obwohl zunächst alles reichlich vorhanden ist: die Arbeitskräfte, die Rohstoffe, die Abnehmer. Nur das Transportmittel, das Blut der Wirtschaft fehlt; es stockt, es hat sich irgendwohin «zurückgezogen»: in kleinen und grösseren Horten harret es aus in Erwartung irgendeiner «gebesserten», rentableren Allgemeinlage.

Da jedes Wirtschaftssubjekt so denkt und so handelt, leidet das Ganze tödliche Not. Im Todeskampfe bricht es alle Dämme der Ordnung, verachtet jedes Gesetz, das Faustrecht des Stärkeren setzt sich durch, die Gemeinschaft zerbricht, verendet.

Barbara Tuchmann («Der ferne Spiegel», Ddf 1980) gibt in ihrem äusserst lesenswerten, geradezu spannend geschriebenen Buch Auskunft über die Geschichte eben jenes 14. Jahrhunderts, der Zeit nach der Vernichtung des Templerordens, dessen sie mit Hochachtung gedenkt, aber zugleich mit tiefem Mitleid.

Es wird deutlich, dass sie über *keine* Kenntnisse verfügt, was das Wesen des Geldes und die Bedingungen der Geldbewegung angeht. Ebenso ist ihr das «Sekretum templi» (Silber-Inflation aus den südamerikanischen Importen) nicht vertraut, offenbar nicht bekannt geworden. Sie ist augenscheinlich verhaftet in marxistischen Vorstellungen und hat damit kein Gespür für die geschichtsgestaltende Kraft des Geldwesens, wiewohl sie auf dem Wege dahin zu sein scheint und dem Geldwesen wenigstens eine gewisse «Bedeutung» zugesteht für den Ablauf geschichtlicher Ereignisse.

So meint sie also, dass für das elende, fürchterliche 14. Jahrhundert die orientalische Pest hauptsächlich verantwortlich sei, dieses «verheerendste Ereignis» der uns überlieferten Geschichte unserer Gesellschaft. Der *Feudalismus* (mit seiner Ausbeutung des bodenständigen Bauerntums durch die Grundherren und die Lehensträger sowie die Kleriker) wird von ihr ebenfalls unter die apokalyptischen Plagen gerechnet, welche dem 14. und 15. Jahrhundert seine trostlose Verfassung und Färbung geben. Genannt werden sie als Kriegsfurie, Steuerzwang, Räuberunwesen, Aufruhr, Misswirtschaft, Hungersnot, Kirchenspaltung (in Avignon wie in Rom herrschen zu jener Zeit zwei sich aufs äusserste befehdende Gegenpäpste!). Wenn wir recht sehen, so sind das alles nur die Symptome einer völlig zerstörten Wirtschaft, der man mit dem Geldumlauf die Arbeitsteilung und die Arbeitsplätze vernichtet hat.

Die Tragik des Edelmetall-Geldes

Sobald der Zustrom an edlen Metallen (Bergwerke erschöpft oder nicht mehr erreichbar usw.) aussetzt, damit auch der leichte Preisanstieg infolge der «initialen Inflationierung», wird die *Geldflüssigkeit* schon wieder zäher. Allmählich siegt die Trägheit. Weil der Geldbesitzer nie so eilig ist, wie der Warenbesitzer, seine Tauschverpflichtung zu erfüllen, kommt es zum Nachgeben der Marktpreise, eben wegen des fehlenden, die Nachfrage haltenden Geldes. Ein allgemeiner Preis(einbruch) aber, macht alle Kauflustigen stutzig: sollte es nicht vielleicht morgen und übermorgen *noch* billiger werden? Warten wir's doch ab!

So beginnt der gesamte Warenabsatz zu stocken, das Auffüllen der Lager unterbleibt, die angelaufene Erzeugung wird gestoppt, Arbeiter werden «vorsorglich» entlassen, Arbeitslose können erst recht nichts kaufen: die Absatzkrise ist ausgebrochen, die Wirtschaft stockt. Das Geld wird erst recht zurückgehalten. Die zunehmende Verbrechertätigkeit zwingt es nun förmlich in die festen Tresors und die vermauerten Kellerverstecke.

Es ist der Fluch des nicht mehr fließenden Geldstromes, dass die Menschen allorts verlockt sind «Geld untätig bei sich liegen zu lassen». Dazu zwingt der Selbsterhaltungstrieb, das ist keine — jedenfalls nicht in jedem Falle — boshafte, spekulative Absicht, welche sich gegen den kleinen Mann richten soll.

Die gelinden Peitschenschläge zum Antrieb des Geldumlaufes aber fehlen oder sind unwirksam geworden. Die Angst auf Verlust zum Beispiel ist noch grösser. Jedenfalls ist der Segen des *flüssigen* Geldes erschöpft, die nackte Not tritt an seine Stelle. Angst und Pessimismus steigern den stockenden, fehlerhaften Lauf der Wirtschaft.

Ein jeder, der nicht mehr «Selbstversorger» ist, der also nicht durch Bauernwirtschaft oder Gartenversorgung seinen Tisch füllen kann, steht nun vor dem Hunger. Hunger aber macht Verzweiflungstaten möglich, vor allem dann, wenn keine geordnete Wohlfahrtspflege helfen kann. Dazu aber war schliesslich, beim riesigen Umfange der einsetzenden Not, nicht einmal die Kirche mehr fähig. Es war schliesslich so, als habe man den auf Bewässerung ihrer Felder angewiesenen Bauern die Wasserzuteilung unterbunden: die Felder, die Ernten trockneten aus oder verdarben.

Verbrecherisches Geld (Erste Geldforscher, darunter «Oresmius», sprechen)

Nicolaus von Oresme (Oresmius) lebte von 1323 bis 1382. Er war nicht nur ein bedeutender Naturwissenschaftler, Physiker und Mathematiker, nebenbei ein einflussreicher Kaplan des königlichen Hofes, als solcher soll er durch seine Geldtheorien den König Karl V. vor weiterem Inflationsschwindel und Verfälschungen des Geldwertes erfolgreich bewahrt haben — er erkannte als einer der ersten, dass das Geld in seinem Werte (Kaufkraft) nicht schwanken dürfe, da sonst alle auf Geld lautenden Verträge verfälscht würden. Er forderte «geregelten, ununterbrochenen Geld-Umlauf» (telos 1976, S. 233). Er vermochte jedoch auch noch nicht, die *Geldflüssigkeit* so zu regeln, dass die kriselnde Wirtschaft aus der Gefahr geriet. Trotz seiner Mahnungen verstärkte sich die *Geldstockung* und das krisenhafte Jahrhundert nahm seinen Fortgang.

Der nächste «Monetarist» von Bedeutung kam erst fast zweihundert Jahre später auf die Welt. Auch er war ein grosser Allgemeingelehrter und Volkswirt. Pierre le pesant de Boisguillebert de Vauban (1633—1707) gelang es, eine wirkliche Deutung für die allgemeine, wirtschaftliche Krise seiner Zeit zu gewinnen und zu geben: er machte für die Arbeitslosigkeit und den wirtschaftlichen Niedergang, für den Mord an Kultur und Wohlfahrt als erster das Fehlen der *Geldflüssigkeit* verantwortlich. Er nannte das seinen Dienst versagende Tauschmittel, das in Horten und Kellern, Verstecken und Börsen spekulativ abwartende Geld «l'Argent Criminel», oder zu Deutsch: «Verbrecherisches Geld». Er stellte allerlei Überlegungen an, wie dem faulen Tauschmittel Beine zu machen seien, aber leider drang er nicht damit durch. Man überhörte seine Mahnungen geflissentlich. Der mächtige Spekulant denkt anders als der Menschenfreund!

Über den Verlust der Geldantriebskräfte

Alle Mahnungen der Gelehrten und der Päpste, das Tauschmittel Geld nicht zu horten, das «Noli thesaurari!», waren in den Wind gesprochen. Die Erfolge der «Gelderneuerung» (Umtauschpflicht) in Deutschland, wie auch im grossen China, waren nicht verstanden worden. Sie werden auch heute noch nicht verstanden, wo wir in einer weithin krisenhaften Wirtschaft leben, in einem «Investitionsstreik» (Helmut Schmidt), einer Zeit der Unlust für die grossen Geldbesitzer, dieses ihr Geldkapital «anzulegen und einzusetzen». Damals war es bewiesen worden, dass starke innere Antriebskräfte — welche sozusagen dem Tauschmittel immanent, d.h. wesenhaft einverleibt zugehörten — erforderlich sind, um in solchen Katastrophenzeiten, die Geld-«Flüssigkeit» zu garantieren. Nur sie können und konnten augenscheinlich den Geld-«Umlauf» erzwingen und auch erhalten. Der innere Widerstand der Körperarterien kann ja auch nur durch einen beständigen Herzschlag und Blutdruck aufrechterhalten werden.

Die Zeit des Hochmittelalters hatte das (unbewusst?) geschafft. Wir wissen jetzt warum! Barbara Tuchmann, leider *ohne* diese Ursachen zu kennen, ist uns daher eine desto stärkere Zeugin für die von uns erkannte Wahrheit. Sie schreibt, erkennend und doch wiederum auch *verkennend*: «Ausgehend vom Handel (aber wovon denn anders als vom Geldstrom war denn der Handel beflügelt, wenn nicht von der Geldflüssigkeit? hw) fand in den Künsten, der Wissenschaft, der Architektur, der Technik, den Banken und im Kreditwesen, in Städten und Universitäten ein Aufschwung statt, der neue Horizonte aufzeigte und das alltägliche Leben veränderte. Diese zweihundert Jahre waren das *Hochmittelalter*, das den Kompass und das Uhrwerk einführte, das Spinnrad und den mechanischen Webstuhl, Wind- und Wassermühlen...» (S. 25). Dieser Aufschwung fand eben nicht unter dem schwerfälligen Waren-Tauschhandel der Urzeit, sondern unter der geschmeidigeren *Geld-Tauschwirtschaft* mit ihrer bewundernswerten *Geldflüssigkeit* statt!

Nun konnte die breite Volksmenge lesen und schreiben und auch mit dem Tauschmittel umgehen. Die ersten europäischen Universitäten wurden eröffnet, die experimentierende Naturwissenschaft entstand. Dante dichtete sein gewaltiges Werk der «Divina Commedia». Die grossen Heldenlieder und Ritter-Romane wurden gedichtet und gelesen. Und nicht mehr im Kleriker-Latein wurden jene Werke veröffentlicht und gelesen, sondern in den Volkssprachen. Breitere Volksschichten wollten nun eben etwas zum Lesen haben.

Marco Polo gelang es, mit seinen Brüdern nach China zu reisen und einen hervorragenden Bericht über diese Reise zu verfassen, der heute noch wegen seiner erstaunlichen Zuverlässigkeit gerühmt und bewundert wird.

Die Volksfrömmigkeit lebte auf und versuchte dem geldgierigen und verworfenen Wesen der verlotterten Geistlichkeit zu wehren. «Die Kathedralen strebten, Bogen für Bogen gegen den Himmel. Triumph und Kreativität, Technologie und Glauben.» Und, das betont B. Tuchmann ganz besonders: «Sie wurden nicht mehr mit Sklavenarbeit gebaut». Nun, hier hätte sie wiederum stutzen müssen: sie wurden mit *Geld* (an die Handwerker) bezahlt und aufgerichtet! Und woher stammte dieses Geld? Woher stammten diese ungeheuren Summen baren Geldes?

Wieder weist sie nur auf den Handel hin: «in der aufblühenden Wirtschaft (ja, ist denn die Wirtschaft eine Pflanze, die nur vom Sonnenlicht lebt? hw) des 12. und

13. Jahrhunderts brachten die Profite(!?) aus Handel und Ackerbau den Bürgern und Bauern die Mittel, um Freiheit und Rechte durch Kauf zu erwerben». Wir erfuhren die Antwort; sie gaben die Templer: schweigsam, aber wirkungsvoll. Ihr Silbergeld, ständig durch die Silberimporte aus Amerika gemehrt, ermöglichte den Bau von fast 180 Kirchen und Kathedralen und versorgte (über die Bauleute) das ganze Abendland mit Geld und Brot.

Tödliche Krise der Geldwirtschaft

Konfuzius wird das Wort zugeschrieben «Geld muss man ausbreiten wie Mist». Allen muss man es zugänglich machen. Wie die Blutflüssigkeit, braucht es jeder Mensch zum Wirtschaften, zum Leben.

Das alles war nun mit dem Untergang der Templer vorbei. Wie anders bot sich jetzt das Bild Westeuropas dar? *Blutleere!* Das Blatt musste sich in bedrückender Weise wenden.

B. Tuchmann schildert: «Der dritte Stand (S. 182) nämlich war die eigentliche Geldquelle!» Er hatte alle Steuern aufzubringen! Aber fragen wir: war er denn die «Quelle» für dieses Geld? Es musste ja wohl zuvor da sein, erworben sein, zu erarbeiten sein?

Der kleine Bürger, der Mittelstand, und besonders immer wieder der Bauer hatten das Geld zu liefern für die Oberen. Der Bauer war fast leibeigen, er war wie angeschmiedet an seine Scholle. Er war in den Klauen eines verschwenderisch lebenden Lehens-Adels. Die Könige, die Herzöge, die Grafen und bis hinunter zu den kleineren Rittern, die alle über zinspflichtige Untere «verfügten», trieben verständnislos und unbarmherzig, trotz der wechselhaften Zeiten, trotz der einsetzenden allgemeinen Krise, einen geradezu irrsinnigen Luxus auf Kosten jener Zins- und Steuerzahler, als nähme deren Arbeitseifer und deren «Geld-Quelle» niemals ein natürliches Ende. Man möge nur einmal bei B. Tuchmann (226) nachlesen, wie zum Beispiel bei einer Fürstenhochzeit Prachtentfaltung, Geschenke, Kleiderluxus, Waffen, Turniere, Festspiele geradezu «zur Politik wurden», ohne die nichts geht.

Als Beispiel berichtet B. Tuchmann (410) über die Hochzeitsfeierlichkeiten, die König Ludwig der Isabeau von Bayern ausrichtet. «Vierzig führende Persönlichkeiten des Pariser Bürgertums beschenken den König und die Königin mit Juwelen und goldenen Gefäßen in der Hoffnung, damit einen Steuernachlass zu bewirken».

Aber der König war offenbar so wenig beeindruckt, dass er schon zwei Monate danach «in Paris die Steuern erhöht» hat, «um die Kosten für die Krönungsfeierlichkeiten und auch die neue Reise — zu seinem «geliebten» Volk im Süden Frankreichs — zu decken, die so aufwendig waren, dass sie nicht zu Steuererleichterungen — wie geplant — sondern zu Steuererhöhungen führten. In einer Währungsmanipulation, die bei der Kostendeckung helfen sollte (wahrscheinlich eine Münzverschlechterung durch Kupfer- oder Bleizusatz zu den Silberpfennigen, hw) wurden die kleinen Silbermünzen, das Kleingeld der Pariser, aus dem Verkehr gezogen. Das bedeutete, dass die Armen (für die man früher diese Kleinmünzen überhaupt geschaffen hatte, hw) «zwei Wochen lang keine Lebensmittel in den Markthallen kaufen konnten».

Mit grimmigem Humor beendet B. Tuchmann ihren Bericht (413): «aber wer kann schon sagen, ob der Hunger oder der Zorn von zwei Wochen oder der wunderbare Anblick eines über der Stadt schwebenden Akrobaten (er war auf dem Hochseil, mit brennenden Kerzen in den Händen, vom Turme von Notre Dame über die Strasse getänzelt, hw) und die weinspendenden Brunnen schwerer in die Waagschale fielen?»

Natürlich war das aus der Hochblüte übriggebliebene Edelmetall nicht einfach verfliegen oder verdampft. «Es» — das «Weisse» oder «Blanche», wie François Villon es immer nannte — hatte sich nur aus den auf den Tausch angewiesenen Arbeitern — im weitesten Sinne verstanden — in die Truhen und Kästen der gierigen Lehnsherren und der Geldspekulanten und Bankiers, in Kloster- und Kirchenkassen «zurückgezogen». So pflegt man ja auch heute noch spekulative Geldrückzüge zu beschreiben, als handele es sich beim Gelde um ein naturhaftes Wesen mit Armen und Beinen, voller eigenwilliger und selbständiger Beweglichkeit.

In Wahrheit wurden einzelne Geldkaufleute und Bankiers wie heute reicher und reicher. Im Jahre 1387 (B. T., S. 420) übergab der Bankier Gian Galeazzi seiner jüngsten Tochter neben Ländereien 500'000 Goldfranken in die Ehe mit Ludwig von Orleans. «Die Aufzeichnungen der Zeit unterstreichen, dass eine der vorrangigen Interessen auch der Ritterschaft in ihrer Blüte das GELD war.» Und wirklich (505) «der Schrei ‚Geld, Geld!‘,» schrieb Deschamps, «hallte zeit seines Lebens über das Land.»

Immer wieder standen die Gemeinden gegen diese Geldgier auf, erschlugen in ihrer Verzweiflung die Steuereintreiber, um dann entsetzt zusammenzubrechen, einmal mehr verfolgt von den Adeligen mit Schwertern und Anwälten, mit Dokumenten, die alle mit drohender Stimme riefen: «Sa de l'argent, sa de l'argent!», was frei übersetzt etwa heisst: «Her mit Eurem Geld!»

Landflucht und Aufstände

Es dürfte wohl kein Wunder sein, wenn wir immer wieder von Unruhen und Aufständen vernehmen. Eine geregelte Arbeit war kaum noch möglich. So hören wir: (407) «Der daraus erwachsenden allgemeinen Landflucht versuchte der Adel dadurch vorzuzukommen, dass er Waren beschlagnahmte und schwere Strafen (gegen die unbotmässigen Leibeigenen, hw) einführte, was den Hass der Bauern noch erhöhte».

Begreiflich: auch die Aufstände im Lande flackerten immer wieder auf, angeführt z. B. in Paris von Marcel, einem Tuchmacher (174). Sie wurden aber immer wieder brutal niedergeschlagen. Das Ergebnis, wie so oft bei Revolten: «Nichts war gewonnen, nichts hatte sich geändert, viele waren gestorben». «Nach Artevelde (84) (dem flämischen Tuchmacher aus Gent, hw) und Rienzi (römischer Tribun und Aufständischer) war Marcel der dritte Anführer einer bürgerlichen Erhebung (der Lohngedrückten und Arbeitslosen, hw) innerhalb von 12 Jahren, der von den eigenen Anhängern getötet worden war.» Alle konnten die allgemeine Not der Krise, die ja ganz andere Ursachen hatte, nämlich in der versagenden Geld- und Tauschwirtschaft, nicht lösen; sie mussten die Menge enttäuschen.

Im Jahre 1378 brachen Arbeiteraufstände der Crompti (325) in Florenz aus. Sie waren letzten Endes ausgelöst durch die nachhinkenden Löhne, die der Teuerung

(Inflation durch Geldverfälschung?) nicht rechtzeitig folgen konnten. Ausserdem hatten sich die Gilden und Zünfte den Hass der Arbeiter zugezogen, weil sie die Aufstiegsmöglichkeiten der Gesellen und Arbeiter behinderten und die Einstellung neuer Arbeiter bei Zeiten knapper Arbeit (Arbeitslosigkeit) beständig erschwert hatten. Zudem nahm die Bevölkerung der Städte beständig zu: «die Lage wandelte sich, als die Bevölkerung der Städte durch die Landflucht der von Krieg und Pest Entwurzelten Städte steil anstieg» (325). Wie so oft hatte sich der Klerus und die Kirche mit den Reichen verbündet (325). Sie waren ja selber unter den Reichen an Land- und Geldbesitz in jener Zeit angesiedelt. So wundert es nicht, dass der Bischof von Florenz einen Hirtenbrief erliess, welcher Arbeitern die Exkommunikation androhte, wenn sie in den Fabriken Wolle «verschwendeten». Auch sah dies Schreiben Prügelstrafe durch die Arbeitgeber vor und drohte Kerker an. Widerborstigen drohte ein Einstellungsverbot und bei tätlichem Widerstand war das Handabschlagen vorgesehen. «Agitatoren, die für das Recht der Arbeiter... auftraten, drohte der Galgen.»

Auch in Flandern gährte es, ebenso in England. Bei der Arbeitslosigkeit und dem Hunger, verwundert es nicht, wenn Stadtflüchtige wiederum versuchten, Dörfer und versteppte Äcker zu rekultivieren. Jedoch alles musste sinnlos erscheinen, denn die *Kriegshorden*, denen man die Löhnung vorenthielt, und die nicht ins zivile Leben zurückgehen konnten, weil Arbeitslosigkeit herrschte und Hunger auf sie wartete, rotteten sich zusammen (209): «Das Leben durch das Schwert wurde zum Selbstzweck und die Atmosphäre des 14. Jahrhunderts war vergiftet durch den brutalen Triumph der Gesetzlosen.»

Die Schinder

Die Kompanien (Kumpaneien, hw) dieser Gesetzlosen mussten dem hilflosen Volk wie eine biblische Plage erscheinen, welche der zürnende Gott den Menschen verordnet hatte.

«In Flandern wurden sie *écorcheurs* (Schinder, Häuter) genannt oder *routiniers* (Wegelagerer), in Italien *Condottieri*, abgeleitet von der *condotta*, dem Vertrag, der die Bedingungen des Dienstes der Söldner festlegte. Sie erpressten systematisch die unbefestigten Städte in der Form der *appatis*, eines erzwungenen Tributs, der Schonung erkaufte.»

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begann es mit diesen fürchterlichen Briganten- (Raubgesindel-)Kompanien, «die Unheil über den Busen der Erde schreiben» (158). «Es waren zusammengewürfelte Haufen aus Engländern, Gasconen und Walisern, die nach den Schlachten von Poitiers (1350) aus den Armeen des Schwarzen Prinzen entlassen worden waren. Sie hatten in den Feldzügen des Prinzen Geschmack an der Leichtigkeit gefunden, mit der durch Raub und Plünderung Beute gemacht werden konnte. Zusammen mit den Söldnern und französischen Abenteurern hatten sie sich in Gruppen von zwanzig oder fünfzig Männern um einen Anführer gesammelt und zogen nach Norden... Die Zeitgeschichte folgt ihrer Spur durch das Jahrhundert.»

Im Grunde waren es arbeitslose, ehemalige Soldaten, sie waren natürlich in den Kriegshandlungen, da das Leben nichts mehr galt, verroht und verkommen. Was aber sollten sie anfangen? Wohin sollten sie sich wenden? Nirgends gab es Arbeit noch irgendwelche Art der Unterstützung.

B. Tuchmann schreibt (158 figd): «In dem Jahr nach dem Waffenstillstand schwollen sie an, vereinigten, organisierten und verbreiteten sich. Sie eroberten Burgen und nutzten sie als Ausgangsbasis, um Reisenden ein Wegegeld abpressen und die Gegend ausrauben zu können. Reichen Dörfern verlangten sie Lösegeld ab, die armen brannten sie nieder. Sie raubten Klöster und Abteien aus, plünderten die Scheunen der Bauern, töteten und folterten die, die ihre Güter versteckt oder Lösegeld verweigerten, und verschonten auch Geistliche und Alte nicht.

... Sie vergewaltigten Jungfrauen, Nonnen und Mütter, entführten Frauen und zwangen Männer in ihre Dienste und gingen dazu über, willkürlich Ernte und Gerät zu verbrennen, Gärten und Weinberge zu zerstören und so das zu vernichten, wovon sie selber lebten».

«Unter der Führung von berufsmässigen Hauptleuten wuchsen die Kompanien manchmal zu regelrechten Armeen von zwei- bis dreitausend Leuten heran... In der Mitte des Jahrhunderts war der herausragende Hauptmann in Italien ein abgefallener Prior, der «Ritter des heiligen Johannes» mit Namen Fra Monreale. Er unterhielt einen eigenen Rat, Sekretäre, Buchhalter, Feldrichter und einen Henker. Er forderte und bekam 150'000 Goldflorin von Venedig für einen Feldzug gegen Mailand. In einem einzigen Jahr (1353) presste er Rimini 50'000, Florenz 25'000 und Pisa und Siena je 16'000 Goldflorinen ab.»

«Der Revolutionär Cola da Rienzi, der ihm seinen Reichtum abnehmen wollte, lud ihn nach Rom ein. Als Monreale in Selbstüberschätzung allein kam, wurde er ergriffen, vor ein Gericht gestellt und als Räuber hingerichtet: Prächtigt in einem braunen, mit Gold verzierten Samtmantel betrat er das Schafott und liess seinen Leibarzt die Axt des Henkers anleiten. Bis zuletzt zeigte er sich ohne Reue und bestand auf seinem Recht, sich mit dem Schwert einen Weg durch die falsche und elende Welt zu schlagen.»

Vom Kriegshandwerk

Wundert es uns, das zu hören? War nicht in diesem dreisten Ausspruch sogar ein Tüpfelchen «Recht»? Wie denn anders sollten sich die arbeitslosen und an Wohnung und Nahrung Mangel leidenden ehemaligen Soldaten denn «durchschlagen», als so, wie sie es gelehrt worden waren? Es war ja zu jener Zeit an anderer Stelle «kein Geschäft mehr zu machen»!

So schreibt B. Tuchmann weiter: «Der sozial zerstörerische Aspekt der Kompanien war, dass sie, da es keine regulären Armeen gab, ein Bedürfnis erfüllten und so nach und nach akzeptiert wurden».

Wundert es uns, dass jene waffengewandten Banditen schon bald auch verarmte und «arbeitslose» Ritter anziehen mussten? Bei den Kompanien fanden diese sogar «Aufstiegsmöglichkeiten» und gut bezahlte Führungspositionen! Überdies war dort ein Ventil «für die ruhelose Aggression (Angriffslust und Kampfstimmung, hw), die einst in den Kreuzzügen aufgefangen worden war» (160).

Ein früherer kirchlicher Lehensträger, Arnaut de Cervole, man nannte ihn in seiner Brigantanzzeit nur den «Erzpriester», wurde 1357 Hauptmann einer Kompanie, «die sich freimütig Societa dell'Aquisito «nannte». Arnaut streifte mit 2000 Kriegerern durch die Provence. Der sich unsicher fühlende Papst Innocenz VI. lud ihn sogar in den Papstpalast zu Avignon ein, begrüßte ihn zuvorkommend, diente mehrfach mit ihm im Beisein der Kardinäle, vergab ihm vorsorglich alle

Sünden und zahlte ihm 40'000 Ecus, damit jener schliesslich aus der Gegend verschwände.

Ein junger, schneidiger Ritter, Eustache de Aubrecicourt wurde ein so erfolgreicher Brigant, dass die verwitwete Gräfin von Kent, Nichte der englischen Königin, sich von ferne her in ihn verliebte. Sie schrieb ihm feurige Liebesbriefe und sandte ihm Pferde als Geschenk, überdies spornte sie ihn zu noch mehr Mord und Totschlag an. Er eroberte Burgen, welche er an den rechtmässigen Besitzer teuer zurückverkaufte. So wurde er ein reicher Mann und das, wie es den Anschein hat, in allen Ehren, wie es ja genügend grossen «Spitzbuben» auch heute gelegentlich noch geschehen soll. Übrigens rückte ihm schliesslich seine ferne Gräfin näher und heiratete ihren reichen «Helden» im Jahre 1360.

Ein Fazit

Der Karmeliter-Prior Jean de Venette zieht — wie erwähnt — ein trauriges Fazit: «Die Kirchenglocken (BT, 161) riefen die Menschen nicht mehr auf, Gott zu preisen, sondern Schutz vor dem Feind zu suchen». Dieser Feind aber war zu jener Zeit in den Kompanien der Briganten zu sehen, «den Söhnen des Frevels».

Wie sehr die Briganten zum Volke gehörten, dessen notleidender arbeitsloser Teil sie ja schliesslich waren, zeigt ihre geradezu bürgerlich anmutende Frömmigkeit. So hatten auch sie eine geschickte von den Pfaffen geschürte Höllenfurcht und Angst vor dem Fegefeuer, sodass sie nicht ohne Lossprechung ihrer Sünden sterben wollten. Nicht selten *erzwangen* sie diese Freisprechung mit Gewalt oder unter Einsatz zuvor geraubter Gelder.

Der Papst Urban V. verfluchte und exkommunizierte in einer Bulle (1364) die Kompanien und segnete die Gefallenen, die gegen sie im Felde gestanden hatten. Aber das hinderte nicht, dass dieser verfluchte Engländer, John Hawkins, dieser «überaus böse perfide Engländer, von Ruhm bedeckt und reich geworden» schliesslich im Dome von Florenz begraben wurde und mit einem Reiterfresco über einer Kirchentür der Nachwelt zur Erinnerung und Erbauung erhalten und vorgestellt wird.

Räuberehre

(213) «Der spanische Krieg hatte noch mehr zu bieten. Unter dem Deckmantel eines Kreuzzuges gegen die Mauren von Granada konnte er als ideales Ventil und zugleich als Grab für die Kompanien von Frankreich dienen». Hier zeigt sich übrigens sehr klar, wie überhaupt Kriegsursachen aus der Not der Völker geboren werden, wenn diesen keine Arbeit «beschafft» werden kann. Es gilt, das Notleidende Volk abzulenken auf irgend einen äusseren «Erbfeind»! Der im übrigen genau so notleidend sein mag.

Man — du Guesclin vom französischen König zum Anführer bestimmt — hatte sich 25(!) Hauptleute mit ihren Kompanien gesichert, um den spanischen Feldzug auszuführen und, die Kompanien dort, in Spanien, zu beerdigen. So muss man es schon nennen! Aber diese Kompanien forderten einen hohen Sold und zwar im voraus. Sie kannten sich in jeder Hinsicht aus und durchschauten die königlichen Kriegspläne sehr wohl, und was sollte ihnen der Sold, wenn sie in oder auf Spaniens Erde «ruhten»?

Vor dem Papstpalast zu Avignon hielten die Kompanien also an. Ihr Anführer d'Audrehem versprach den verhandelnden Kardinälen, dass man gegen die Mauren wohl ziehen wolle und dass er die Kompanien dorthin geleiten werde, «auf dass sie (213) nicht mehr nach Frankreich zurückkehrten».

Zuvor aber, bäten sie um Absolution (Sündenerlass) und den Erlass von Strafen für die schweren Verbrechen, die «wir alle seit der Kindheit begangen haben». Ausserdem aber erwarte man vom Heiligen Vater 200'000 Franken. Der Kardinal zögerte wegen der ungeheuren Geldsumme — nicht etwa wegen der Absolution! — aber der Führer der Kompanien bestand auf der sogleich fälligen Summe. Nun, die Absolution kam sogleich. Die 200'000 Franken erst, nachdem sich der Heilige Vater vom Altane aus überzeugt hatte, dass die Briganten bereits dabei waren, alles, was sie zum Leben zu benötigen schienen, aus der Stadt fortzuschleppen. So beschloss er mit seinen Kardinälen eine sofortige Zusatzsteuer, zahlbar durch die Bürger von Avignon, «auf dass der Schatz Gottes, (den er im Palaste in Sicherheit wähnte, hw), nicht gemindert werde».

Ein Bürgervorsteher überbrachte Absolution und Geld. Der Führer der Kompanien aber erkundigte sich gewitzt, ob das Geld überhaupt aus der päpstlichen Schatzkammer stamme. Als er aber die Wahrheit erfuhr, schickte er den Mann mit dem Gelde zurück und bestand darauf, dass die päpstliche Schatulle zu öffnen sei und jene horrende Summe sofort auszuliefern habe. «Gott gebe Euch ein glückliches Leben!», sagte der Bürgervorsteher, «das Volk wird voller Freude sein»!

Der Papst musste also zahlen, tat es, und — belegte die gesamte Geistlichkeit mit einer zusätzlichen Steuer, um den «Schatz Gottes» nicht auf Dauer zu mindern. (211) «Die einzig wirkungsvolle Strategie gegen die Kompanien war, sie zu bezahlen, damit sie woanders hingingen». Es ging eben nach der unfrommen, aber wirksamen Weise: «Heiliger Sankt Florian, verschone unser Haus — zünd andere an!».

Nicht einmal ein ablenkender, menschenfressender, neuer Kreuzzug, welchen der Papst, der Kaiser und der König von Frankreich zu solchem Zwecke veranstalten wollten, kam zustande, weil es an Geld fehlte!

Geld war vorhanden, aber es war nicht «flüssig»

Krieg, Mord und Totschlag, das war der Ersatz für fehlende Arbeit! Das war die Arbeitslosenhilfe, welche zu jener Zeit fehlender Geld-Flüssigkeit in überreichlichem Masse verfügbar war.

Diese fürchterliche Wirkung des ungelösten Geldwesens konnten die Templer, welche sicherlich die Wirkungen der Geld-Flüssigkeit, also reichlich vorhandenen und auf den Märkten umlaufenden Geldes sehr wohl vorausgesehen hatten, nicht eingerechnet haben. Es war ja noch nie Geld und Geldgebrauch in jeder Hand, in Verfügung jedes einzelnen Bauern und Bürgers vorhanden gewesen, als dass man eine jahrelang dauernde Geldstockung und Geldhortung hätte beobachten können, hätte in jegliche Planungen einbeziehen müssen. So stand man allgemein nun vor einem Übel, dem man nicht ohne weiteres in der richtigen Weise begegnen konnte. Eine ausgebrochene *allgemeine* Geldstockung und Hortung hat aber noch einen besonderen psychologischen, sich steigernden

«Drall»: das nicht umlaufende, verkrochene Geldstück wird durch den allgemeinen Preisverfall, welchen die fehlende Marktnachfrage entstehen lässt, *täglich kaufkräftiger* und den Waren und der menschlichen Arbeitskraft und Leistung gegenüber *mächtiger*. Es kann sozusagen die Bedingungen diktieren, unter welchen es sich, wenn überhaupt, zur Verfügung stellen mag. Geld war zwar vorhanden, aber nicht, wo es hingehört, auf den Märkten und Börsen der Kaufwilligen, der Tauschenden. Nun lag es wieder, wie der Fafnir, in Höhlen und Gewölben, Truhen und Kästen und sang, mit seinen adligen und bürgerlichen, weltlichen und geistlichen Herrn: «Ich lieg — und besitz!». Faul wie das Krokodil im Schlamm des ewigen Nils lag es träge grinsend und todheischend *neben* der verschmachtenden Wirtschaft, welche es bis auf diese Tage, während des Hochmittelalters *begleitet* hatte. Anstelle hellen Lichtes ward es nun finster. Angst, Hunger, Falschheit, Unfriede, Unsittlichkeit und Arbeitslosigkeit breiteten sich aus, beherrschten die Welt. *Und dabei fehlte es niemals an Arbeit! Stets fehlte es nur an Geld*, um die Arbeit zu bezahlen, belohnen zu können!

Dagegen aber half niemals und noch nie Predigen und Moralisieren. Nicht die Menschen waren von jeher unmoralisch, verbrecherisch, verderbt und grundböse! Das machte die *soziale Krankheit*, dass es diesen Anschein hatte. Die soziale Krankheit aber schuf l'argent criminel, das «verbrecherische», sich in Horten verkriechende Geld der Zeit.

Das hatten die Templer, diese Segensstifter nicht vorausgesehen. Hätten sie sich Gedanken machen können über das Deutsche Geld der Brakteaten, über das «bequeme» und eilfertige Papiergeld der Chinesen, möglicherweise hätten sie anderen Rat gewusst als die Kompanien und deren Hintermänner, als die Kleriker, denen die Inquisition, diese Mordmaschinerie, als vergebliche Antriebsgewalt eingefallen war, als die Dunkelmänner, welche den Atem der eben so lebensvollen Welt des hohen Mittelalters zur stinkenden Flamme entfachten.

Die Pest

Nicht die Pest — sie war schrecklich genug und hinterhältig unbekannt — hat das *finstere* (Spät-)Mittelalter herangeführt. Ebenso wenig war es ein schicksalhaftes Naturgeschehen, das die Blüte des Völkerfrühlings — wie ein deutscher Forscher sich ausdrückte — jener schöpferischen und grossartigen Kulturknospe erfrieren liess: es war das unbewältigte *Geldwesen*, mit seinen noch unbewältigten Kräften, das — wie diese Aufsatz-Serie zu beschreiben versuchte — alles weltweit vernichten konnte.

Europa verfiel, China erstarb. Hier hörte die segensreiche Flüssigkeit des Geldstromes auf, dort schwemmten uferlos ungebändigte Papiergeldinflationen den anfänglichen Segen davon. Gegenüber dem grossen chinesischen Reich hatte Europa ein «glücklicheres» Schicksal: Christoph Kolumbus spürte die Seekarten der Templer auf, entwendete sozusagen die Kenntnis des Zuganges zu den edlen Metallen Amerikas und fand den Schlüssel zur Geldvermehrung mit einer «initialen Inflationierung», die — man überprüfe die Metall-Produktions-Kurven von Heinrich Quiring — Europa vor dem gleichen Friedhofdasein bewahren konnte, in das China verfiel, verfallen musste.

Gleichsam ein Treppenwitz der Weltgeschichte: Das aufgefundene Edelmetall reichte in Europa *nicht* aus, um die Wirtschaften zunehmend und *ausreichend* mit «flüssigem» Gelde zu versorgen, und so ist man hier nachdem und über das Edelmetallgeld hinaus *zum Papiergeld gekommen*, das nun — wie offenbar damals im fernen Osten — nicht von Templern, sondern von Spekulanten «verwaltet» wird, wodurch sich das Zeitalter der ständigen Papiergeldinflationen, worin wir dem China des Mittelalters nachzueifern scheinen, in Amerika wie in Europa heute erklären lässt.

Sollten wir nicht aus der Geschichte des *deutschen* Hochmittelalters lernen können und unserem heutigen Gelde das Wesen eines stets «flüssigen» Geldes aus «innerem» Antrieb verleihen können, um den chinesischen Abstieg aus einer uferlosen Papiergeld-Inflationiererei in den schliesslichen Todesschlaf zu vermeiden? Könnte es nicht statt dessen, unter Befreiung vom «Kriminellen Geld», eine *Hoch-Neuzeit* geben mit einer allen dienenden, modernen «Templer»-kultur? «Non nobis, sed deo gratia!»

Der Pest lernte die Menschheit durch die Naturwissenschaft und Medizin zu begegnen, der «Pest des Geldunwesens» sollte sie nicht mächtig werden? Sie wird es lernen — müssen!

Ein Nachwort

Während des Erscheinens der Aufsätze zum «Hochmittelalter» berührten mich zwei Leserstimmen ganz besonders.

Die *erste* scheint mir die Wesentliche zu sein. Sie bringt die Kritik eines aufmerksamen Lesers, der bemängelt, dass das, was ich über die Templer (Seite 348) schrieb, aus höchst zweifelhafter Quelle stammen müsse und Züge eines Romans von Däniken trüge. Dass das Rohsilber zu den Denaren der Templer aus amerikanischen Gruben stamme, müsse doch wohl auch an den Denaren selber noch nachweisbar sein. Das aber sei nicht der Fall.

Nun ist Herr Prof. J. de Mahieu nicht irgendwer, sondern ein ernst zu nehmender Wissenschaftler. Er hat einen Namen, was seine Forschungen nach den vorgeschichtlichen, besonders auch den vorkolumbianischen und weissen Indianern angeht. Er ist Inhaber eines Lehrstuhls in Buenos Aires für Vorgesichte und Soziologie. Seine Funde und Schlussfolgerungen rechtfertigen allein schon, die Templer und ihren Reichtum in eine Verbindung mit dem vorkolumbianischen Amerika zu bringen.

In der Tat aber muss ich dem Kritiker jedoch Recht geben: es fehlt das letzte schlagende und schlüssige Glied im aufgetürmten Beweis-«gewölbe», der Schlagsstein nämlich. Es müsste doch an dem Silbermetall jener Templer-Denare aus den reichlichen Jahrzehnten des 12. und 13. Jahrhunderts der Nachweis zu führen sein, von dessen amerikanischer, eben peruanischer oder brasilianischer Herkunft. Selbst wenn dies Silber gemischt worden sein sollte mit mediterranem oder europäischem Metall, so wäre metallurgisch-chemisch doch wohl der amerikanische Anteil herauszufinden. Solche Analysen scheinen aber durchaus noch auszustehen. Damit fehlt unbedingt der letzte Schlussstein im Beweise.

Auf diese kritische Anregung hin habe ich mich an Herrn Prof. de Mahieu selbst gewandt. Er antwortete daraufhin am 11. November 1984 in französischer Sprache. Hier die Übersetzung:

«Ich danke Ihnen sehr herzlich für das Interesse, das Sie für meine anspruchlosen Forschungen beweisen. Diese sind gewiss unvollständig, und Sie berühren da einen Punkt, der mich besonders beschäftigt, seit ich vermutlich in Amerika Spuren der Gegenwart von Templern gefunden habe.

Nein, ich habe nie irgendwelche Analysen metallurgischer Art von Geldstücken bekommen können, welche die Templer schlagen liessen. Einerseits deshalb, weil ich mich nie darum bemühen konnte, andererseits, weil die einzigen Untersuchungen dieser Art, die mir bekannt wurden, dank dem Historiker Emmanuel Leroy-Ladurie, nur von Bedeutung sind für viel jüngere Geldstücke des Mittelalters.

Trotzdem, so glaube ich, dass diese gewichtige Lücke nicht die aufgefundenen Tatbestände in ihrem Werte mindern kann: Das Fehlen jeglicher Silbermine in

Westeuropa, die geringe Geldmenge aus diesem Metall im Nahen Orient, gut bestätigt durch das, was die Templer davon bei ihrem endgültigen Verlassen Palästinas mitbringen konnten. Auch die Minen, die ausgebeuteten Silbergruben, vor Kolumbus' Zeit, in Paraguay und in Brasilien, sowie die Ruinen einer Metallschmelze — einschliesslich einer Erzmühle —, die ich im ersten dieser Länder entdeckte an der Strasse, die vom Hochplateau des heutigen Bolivien an den Atlantik führte. Ich würde indessen sehr glücklich sein, ein Geldstück der Templer bekommen zu können, um es dann analysieren zu lassen...»

Nun, zweifellos eine gewichtige Lücke! Es fehlt immer noch der alles verbindende Schlussstein. Das also müsste, so bald als möglich, nachgeholt werden. Anlässlich des gewaltigen kulturellen Entwicklungsschubes, den wir für Westeuropa insbesondere den Templern verdanken, besteht das Gesamt der Forschungsergebnisse von de Mahieu als ein hinweisender Block vor uns, aber es fehlt das letzte Glied in der Kette der Beweise. Gewiss ist bei den Münzen der Templer und ihren verschiedenen Prägstätten durchaus zu bedenken, dass diese möglicherweise europäisches mit amerikanischem Silber auch zusammengeschmolzen haben könnten, was möglicherweise den Herkunftsnachweis erschweren könnte, aber das ist ein Sonderfall, den die Metallurgen klären mögen.

Vielleicht geht es dabei ähnlich zu wie bei der Bronzezeit. Bis zum Auffinden der Kupfer-Kokillen, der Rohkupfer-Schmelzkuchen, auf dem Boden des Meeres vor der Insel Helgoland, bestand auch für die Forschung die «Gewissheit», dass Bronze des Altertums aus meist irischem Zinn und mittelmeerischem (Zypern etwa) Kupfer bestehe. Bis die Funde vor Helgoland — und weitere Feinuntersuchungen — diese «gesicherte» Frage anders entscheiden liessen. Hier hatte sogar ein forschender Laie, der Pfarrer Jürgen Spanuth, ein gänzlich neues Feld für die Geschichtsforschung aufgefunden, und er hatte das Glück, noch zu seinen Lebzeiten volle Anerkennung durch die Fachwissenschaft zu finden.

Den *zweiten* dankenswerten Hinweis verdanke ich einer Dame, die mich auf Gustav Ruhland hinwies, der «ganz ähnliche Beweise» für die kulturfördernde und auch vernichtende Kraft des Geldes gebracht habe, wie ich sie versuchte darzustellen. Ich habe mir daraufhin die dreibändige Zweitausgabe besorgen müssen, die Darré, unter Hitler: Reichsbauernführer, herausgegeben hatte: «Das System der politischen Ökonomie», erstmals erschienen im Jahre 1908. Ich fand in der Tat viele interessante Übereinstimmungen, aber auch entschiedene Abweichungen von meiner Auffassung. Letztlich ging es Ruhland weniger um die Kultur fördernde Kraft des Geldes als um den Nachweis, dass dem heutigen, geschichtlich gewordenen Gelde eine gemeinschaftsfeindliche, bedenkliche Krankheit anhaftet. Hierdurch findet mein letzter Aufsatz über den Niedergang der europäischen Hochzeit des Mittelalters seit der Mitte des 14. Jahrhunderts eine eigenwillige Analyse und tragische Bestätigung.

Nun wird hier ein Tabu berührt, das die meisten Forscher und Menschen hindert, sachlich über unser Geldwesen und Gesellschaftssystem zu sprechen. Angeblich nämlich — so die fast gesamte Nationalökonomie, die Medien und die Volksmeinung — kann es gar kein besseres System der Volkswirtschaft

geben. Dabei wird — mit Recht übrigens — auf den «realexistierenden Sozialismus» mit Fingern gezeigt, der weder im Sinne gerechter Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft noch in Hinsicht auf ein freiheitliches Leben für das Individuum irgendein grundsätzliches Vorbild oder eine nur wünschenswerte Entwicklung darstelle.

Das alles scheint aber nur dazu zu dienen, wie ich meine, allzu leichtfertig abzulenken von den schweren Schäden, die unser «renten-kapitalistisches» System verunzieren. Sodass schliesslich der «Sozialismus» geradezu als ein Versuch aufstand, eben diese Schäden zu tilgen. Vor allem muss man bedenken, dass die Nutzniesser dieses *Systems der «Raffgier»* (Ruhland) ein lebendiges Interesse daran haben, eben dies System gegenüber den sozialistischen «Realitäten» als unübertrefflich vorzüglich und besser darzustellen. So stellt man die Vorzüge der eigenverantwortlichen, individuell verantworteten Wirtschaftsweise und der arbeitsteiligen Marktwirtschaft als jenem «Kapitalismus» wesensgleich und identisch dar. Das ist aber — auch nach Ruhland — keineswegs ohne weiteres der Fall, denn bei echter «monopolfreier» Marktwirtschaft kann es eben keinen Mehrwert schluckenden und erzwingenden «Kapitalismus» geben. Die Medien, die Schulen und Hochschulen helfen geflissentlich, diese falsche Verbindung und diesen Irrtum abzusegnen. Sie dienen also uneingestanden den Interessen und liefern nur zu gerne die vertuschende Ideologie dazu (Trugwissenschaft zur Tarnung von wirtschaftlichen Interessen und Privilegien). Im Organ des Weltbundes zum Schutze des Lebens fand ich unlängst einen gerade hierzu passenden Abschnitt von Wilfried Heidt (Freies Kulturzentrum Achberg), der versucht, darüber Klarheit zu geben (anders leben, 1/1981) «Dass sich im Unterschied den ‚Sozialismus‘ bei uns trotzdem immer noch über 90% der Menschen mehr oder weniger identifizieren (also einverstanden erklären, hw), ist darin begründet, dass es den Strategen des Kapitalismus gelungen ist, den harten Kern seines Geldmachtmonopols mit einer sein wahres Wesen wirksam verschleiern den pluralistischen Sphäre zu umhüllen. In diesen Pluralismus sind im politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereich nun solche Prozesse, Institutionen und Organe eingebaut, mit denen sich die «demokratischen» Freiheits- und Rechtsimpulse der heutigen Menschen verbinden können, sodass der Eindruck entsteht, Freiheit, Demokratie und Menschenrechte seien tatsächlich verwirklicht.»

Gustav Ruhland, um die Jahrhundertwende Ordinarius für Nationalökonomie an der schweizerischen Universität Freiburg, wurde mir als ein Aussenseiter vorgestellt, der sich mit den Nöten der Landwirtschaft und der kulturellen Wirkung des Geldes beschäftigt habe. Er ist, das muss man wohl sagen, von seiner Fachwissenschaft wie von den Regierungen und Völkern ins Abseits geschoben und «verdrängt» worden. Er war augenscheinlich ein blutvoller, kämpferischer Geist, insbesondere nachdem ihm aufgefallen war, wieviele Völker unter den gleichen Krankheitserscheinungen, tödlichen Erscheinungen, erkrankt waren, und wie sehr im Gegensatz dazu frühe und mittelstands-gesunde Kulturen mit einer schlichten Bodenrechtsverfassung (Gemeineigentum an Grund und Boden) sowie einer zinslosen Geld- bzw. Tauschwirtschaft einen *gesunden* Kern besaßen und glückliche Gemeinschaftskulturen entwickelt hatten.

Aus bäuerlichem Herkommen und selber Landwirt, folgte er, als von Bismarck auf ihn aufmerksam geworden war, dessen Auftrag: Staatliche und gesellschaftliche Systeme — zeitgenössische sowie solche der Vergangenheit — zu untersuchen, ob sie an stets einer und derselben «Krankheit» zugrundegegangen seien und ob es möglicherweise für diese ein Heilmittel geben könne und welches das sei.

So durchforschte Ruhland nun auf Reisen und mittels Studien das Schicksal von 22 «Staatsleichen», wie er sie hiess, die wirklich durch Genocid, Abtransport in Sklaverei oder — nachlebend aber versunken — in stumpfes Scheinleben dahingegangen waren. Eine grosse Hilfe und Anregung empfing er durch den arabischen, nordafrikanischen Gelehrten Ibn Khaldun (1332—1406). Dieser hatte zu seiner Zeit erstmals die gleiche Fragestellung aufgeworfen und hatte, wie Ruhland sagte, «das Geld bis in die letzten Konsequenzen der Kapitalistenherrschaft» auf seine ebenso heilvolle wie unheilbringende Wirkung hin durchforscht.

Im Gegensatz zu seinen Wirtschaftskollegen, welche nur, wie von Bismarck sich ausdrückte, jeweils soweit gediehen, dass sie einen interessanten historischen Bericht erstatten konnten, sollte Ruhland ihm etwas bringen, aus dem man die *Ursachen* des auffallenden Völkertodes ersehen könne, nicht aber nur Histörchen erzählen. Ein bekannter Ökonom und Zeitgenosse Ruhlands brachte erklärend und entschuldigend vor, «die Volkswirtschaftslehre beschäftigt sich mit dem, was ist und gewesen ist, aber nicht mit dem, was sein soll!»

G. Ruhland — und eben von Bismarck — wünschten die Volkswirtschaftslehre mit gleichsam naturwissenschaftlichem Geiste, wie etwa von Helmholtz, an der Forschung tätig nach dessen Wort: «...es ist die nächstliegende und ...wichtigste Aufgabe aller bewussten (wissenschaftlichen) Erkenntnis, dass sie uns befähigt, zukünftige Erfahrungen vorauszusehen und unser Handeln in der Gegenwart danach ausrichten zu können».

So fordert der unbequeme Ruhland nun seine Gefährten dazu auf, «geradezu im Lebensinteresse der Gesamtheit», «dass die Nationalökonomie sich endlich jener tiefensten Pflichten erinnert, welche sie der Gegenwart gegenüber zu erfüllen hat und dass sie ihre heutige Vorliebe für die ‚Reine‘ Wissenschaft endlich aufgibt, um der wirtschaftspolitischen Praxis als ‚Magd mit der Fackel‘ voranzueilen».

Wie die in meinem ersten Aufsätze (S. 18) genannten Geldwissenschaftler H. Quiring und W. Sombart usw. den kulturellen und zivilisatorischen *Aufschwung* auf eine erhöhte Geldzufuhr und Geldflüssigkeit beziehen, so wird Ruhland nun das «Gegenspiel», den *Niedergang* der Kulturen ergründen, um ihren gleichartigen Ablauf und den endlichen Ausgang wie ein Arzt zu schildern und die Prognose daraus zu gewinnen. Hiermit verbunden ist die Ergründung der Krankheits*ursache* wie auch die Angabe eines Heilweges. Ruhland fährt also geradezu fort, wo ich den Abstieg ins «finstere» Mittelalter anheben lasse, und diagnostiziert diesen Untergangsweg für alle menschlichen Gesellschaften, die er von der Seuche «Kapitalismus», wie er sie deutet, ergriffen sieht. Die gesetzmässigen Niedergangssymptome reiht er — gewissermassen

im Auftrage Bismarcks — klarstellend auf, um danach einen therapeutischen Vorschlag auszuarbeiten.

Wenngleich sich auch Gustav Ruhlands geldtheoretische und krisendeutende Vorstellungen mit den modernen Auffassungen von Währung, Gelddeckung und Zinswirtschaft nicht decken, so ist doch das Menetekel, das er phosproszierend an die nächtliche Wand schreibt, ebenso eindrucksvoll wie diagnostisch richtig getroffen, wenn auch über die dazu führende Ursachenkette die Meinungen heute stark abweichen. So schreibt er etwa über die volkswirtschaftliche «Krankheit» (Bd. III, 59):

«Der grundlegende Begriff der volkswirtschaftlichen Pathologie (Krankheitsforschung, hw) ist der ‚Kapitalismus‘. Ruhland bestimmt diesen Begriff so: «Kapital ist eine kleine oder grosse Gütermenge, welche der Gewinnsucht dient. Kapitalisten sind Wucherer im weitesten Sinne des Wortes. Unter Wucher verstehe ich mit Franz Schaub jede vertragsmässige Aneignung eines offenkundigen Mehrwertes. Und mit dem Worte Kapitalismus bezeichnen wir heute ein gesellschaftliches System, in welchem die Wucherfreiheit mehr oder minder vollständig zu Recht besteht» (III, 302), d.h. also als «legal» gilt. Dabei fasst Ruhland das Wort «Mehrwert», wie es etwa Engels *später* tut (Bd. III Kapital — von MuE), durchaus gleich dem Worte «Zins» auf. So wurde das Wort Wucher ja bei den Kirchenvätern bis hin zu Martin Luther verstanden. Danach ist *Wucher* der ungerechtfertigte Abzug, «welcher die redliche Arbeit in ihrem Einkommen kürzt» (I, 146). Diese sprachliche Bedeutung liegt bereits seit dem Altenglischen bzw. Gotischen fest: «Gewinn oder Zinsen von ausgeliehenem Geld». So verweist Ruhland auch auf die Verordnungen Karls des Grossen, in welchen das Zinsnehmen eben noch als Wucher verboten war (II, 109). Dies Verbot übernahm der Kaiser getreu aus den kirchlichen Rechtslehren, weil (III, 323) Wucher «volkswirtschaftlichen ‚Arbeitsertrag‘ von dem Konto ‚Arbeitserfolg‘ ohne Gegenleistung auf das Konto ‚Kapitalgewinne‘ zu übertragen» versucht. Dabei erscheint denn nun in der Tat ‚Kapital‘ als die Gütermenge, «welche der Gewinnsucht dient».

So folgert Ruhland in diesem Sinne: «Wenn alle Erscheinungen im volkswirtschaftlichen Leben der Gegenwart sich gleichartig auf den ‚Kapitalismus‘ in der Gesellschaft zurückführen... dann kann die wirkliche Heilung unserer volkswirtschaftlichen Missstände (hier denken wir an die heutigen: Arbeitslosigkeit bei drängenden Umwelt- und Hungernöten, Staatsüberschuldungen, ständige Krisengefahr, Bürgerkriege usw., hw) nur durch eine reinliche Beseitigung dieser vertragsmässigen Mehrwertaneignung erreicht werden.»

Bezeichnend für Ruhlands harte Rechtsauffassung gegenüber dem «Überlagerungssystem» (Ibn Khaldun, Alex. Rüstow) des «Kapitalismus» ist, dass er folgert (III, 334): «Mord, Raub, Diebstahl, Erpressung, Betrug, Unterschlagung und Untreue sind für jedermann erkennbare, offensichtliche Verbrechen gegen die Gemeinschaft. Aber das Verbrechen des Wuchers, der in so einschmeichelnden (verharmlosten, hw) Formen den «vertragsmässigen Erwerb» zu pflegen versteht, ist unserer ganz überwiegend formalen Rechtsordnung — die im wesentlichen aus der internationalen kapitalistischen Rechtsschule hervorgegangen ist (an anderer Stelle benennt R. als deren Quelle das Römische und das Islamische Recht, hw) — in der Hauptsache entgangen».

(Vgl. hierzu das neue Buch des Staatsrechtlers Prof. Dieter Suhr «Geld ohne Mehrwert», hw).

Das ist nun in der Tat merkwürdig, dass unsere Wirtschaft, unsere Schulen und Hochschulen sowie alle Medien an diesen offenbaren Krankheitserscheinungen, um nicht wie R. und Vickers von Verbrechen zu sprechen, stillschweigend vorübergehen, um sie nicht anprangern zu müssen. Lieber tun sie solche kritischen, besorgten Gedanken als Bolschewismus oder Neidkomplex ab, oder machen sie einfach lächerlich. Man kann gleichsam mit Ruhland fragen: herrscht hier nur einfache Symptomenblindheit oder liegt eine Pression, ein wirtschaftlicher Druck von Seiten der reichen Interessenten vor?

Ruhland konnte seine Erfahrungen und diagnostischen Deutungen dem inzwischen aus dem Amt gejagten oder geschiedenen von Bismarck nicht mehr persönlich unterbreiten; sein zusammenfassendes, dreibändiges Werk aber verschwand bezeichnenderweise fast gänzlich unbeachtet und totgeschwiegen in den Bibliotheken. Damit blieb seine Krankheitslehre und seine Symptomatik nebst Diagnostik völlig unerörtert. Im neuesten Handbuch der Staatswissenschaften (Bd. I und VI) erscheint je einmal Ruhlands *Name*, aber mit keinem Wort sein «*System*», oder auch seine gesellschafts-therapeutischen Vorstellungen. Er wird lediglich als Begründer des «Bundes der Landwirte» (1893) vorgestellt, dessen Syndikus er sei.

Vielleicht hatte nun Ruhland wirklich den offenliegenden Nervus des «hohlen Zahnes» getroffen? Er erläutert seine aufgefundene Ursachenkette wie folgt (III, 59): «Die reine Naturalwirtschaft kennt auch in dem arbeitsteiligen Lehensstaate (wie er etwa noch bei Karl dem Grossen vorlag, hw) den Kapitalismus (siehe obige Definition) *nicht*. Die Ausbreitung des Kapitalismus hat die Einführung des Geldes und die Ausbreitung der Geldwirtschaft zur Voraussetzung. Das Geld ist der einzige und ungemein günstige Nährboden für die Ausbreitung des Kapitalismus. Es lassen sich deshalb drei Entwicklungsstufen für den Übergang der physiologischen (naturgemäss-gesunden, hw) zur pathologischen (kranken, hw) Entwicklung unterscheiden, nämlich: Naturalwirtschaft, Geldwirtschaft, Kapitalistenwirtschaft».

Das Recht der Naturalwirtschaft im allgemeinen und das Recht an Grund und Boden im besonderen ist überall mit dem betreffenden Volke aufgewachsen. Das ist die frühe *Gemeinschaftskultur* (der Blutsverwandten nach Ferd. Tönnies und A. Rüstow). «Das kapitalistische Recht im allgemeinen, das Handels- und Kreditrecht im besonderen, ist im Rahmen unserer geschichtlichen Kenntnisse nirgends mit einem (solchen, hw) Volke ‚geworden‘. Dieses Recht wurde allen Völkern immer von einem sogenannten ‚höherentwickelten‘, in Wahrheit kapitalistisch durch und durch erkrankten Volke übertragen».

Hier wurde Rich. Walter Darré, der NS-Bauernführer und Herausgeber einer Zweitaufgabe von Ruhlands «*System*» hellhörig und missverstand Ruhland so, als dass diese «höherentwickelte» aber durchaus krankhafte Neuerung von den semitischen Völkern (Phöniker oder Israeliten) stammen müsse. Das passte leider auch gut zusammen mit Ruhlands staatlichen, geradezu faschistoiden Dirigismen, mit denen auch er der notleidenden Landwirtschaft und dem Mittelstande zu helfen gedachte.

Die Naturalwirtschaft ist zunächst auch immer eine *Natural-tausch*-wirtschaft, bis sich dann ihr bevorzugtes Tauschmittel, zumeist war es wohl das Vieh (*pecus* = das Vieh, *pecuniär* usw.), nach Auffindung der edlen Metalle (Silber und Gold) als Geld, als Tauschmittel, durchsetzte. Und mit dieser Metall-Geldwirtschaft taucht dann, wie Ruhland richtig bemerkte, die Wuchermöglichkeit auf, in welcher *dies* Geld eine spekulative Hortung, eine spekulative «Liquidität» durch Ausscheren aus dem Tauschkreis der Waren (nach J.M. Keynes) möglich macht. Dann helfen schliesslich auch keine moralischen oder gesetzlichen *Zinsverbote* mehr. In diesem Augenblick, das hat Ruhland richtig erfasst, ist von Stufe zwei aus der Weg zu Stufe drei («Kapitalistenwirtschaft») erreicht worden. Dem Zinswucher, den Spekulationsgewinnen, Preismanipulationen und der Börsenjobberei steht der Weg offen.

Danach naht, laut Ruhland, die wirtschaftliche Endzeit, denn der «gleichen Wurzel entstammen alle jene grossen Konflikte (wirtschafts- und imperialistische Kriege, hw) und Krisen, welche der Geschichte der Völker des christlichen Abendlandes angehören, als da sind Reformation, Bauernkriege, politische und soziale Revolutionen: Der *Niedergang der Völker*» (I, 176).

«Die in Raum und Zeit verschiedensten Völker zeigen in ihrem Niedergang wesentlich gleichartige Krankheitssymptome. Schon daraus kann die Vermutung abgeleitet werden, dass sie... volkswirtschaftlich an denselben Krankheiten zu Grunde gegangen sind» (III, 243). «Wo die Krankheitssymptome die gleichen sind und die gleichen therapeutischen (Heil- hw) Massnahmen sich bewähren, da muss auch die Diagnose gleich sein». «Und wie nennen wir diese völkermordende Krankheit? Die heutige Nationalökonomie lässt diese Frage unbeantwortet!»

Leider gilt das auch heute noch weithin. Man gefällt sich in einem Spezialistentum, das «jedes Symptom als eine selbständige Krankheit abhandelt» und daher auch für jedes ein eigenes Heilmittel ausdenkt von der moralischen Aufrüstung, der religiösen Wiederbelebung, der «massvollen» Zinsbegrenzung, der bewusst gelenkten — wenn auch selbst unrentablen — Investition, der künstlichen Arbeitsbeschaffung, der staatlichen Subventionen, der (Steuerzahler-)Ausfallbürgschaft für unsichere Schuldner und vieles andere mehr. Die — wie Ruhland sagt (III, 318) — Ziele der praktischen Politik scheinen durchaus *nicht* darauf gerichtet zu sein, «das volkswirtschaftliche Übel von Grund aus zu heilen».

Würde indessen diese Heilung gesucht und — gefunden, «so werden die Kulturvölker bald einen weiteren und wesentlichen Fortschritt verzeichnen. Wird sie (die bessere volkswirtschaftliche Organisation (oder Ordnung, hw) *nicht* gefunden, ... dann werden auch unsere Kulturvölker am Kapitalismus zugrundegehen, wie bisher alle Völker an dieser Krankheit zugrundegegangen sind». Vom «Staat» als solchen ist keine Heilung zu erwarten, stellt Ruhland bitter fest, denn «Der Staat dient nicht mehr in erster Linie der Gerechtigkeit, sondern vielmehr den Erwerbszwecken der Reichen» (Man denke an die Steuer-skandale der letzten Zeit, hw). Das geht bis zu Kriegshandlungen. «Die Kriege werden eine Form des wirtschaftlichen Erwerbs der Reichen (III, 118)». Hierzu zitiert R. den Feldmarschall H. von Moltke: «Die Börse hat in unseren Tagen

einen Einfluss gewonnen, welcher die bewaffnete Macht für ihre Interessen ins Feld zu rufen vermag... um die Forderungen der hohen Finanz zu liquidieren» (III, 200) und mit dem Blut und Leben der Landeskinder einzulösen!

Gustav Ruhland ist ein grösserer Diagnostiker als Therapeut. Daher ist sein Bündel von Lösungsvorschlägen ungeniessbar: etwa Syndikatsbildung gegen freie, «planlose» Konkurrenz, Bestimmung der Verkaufspreise nach Massgabe des gesellschaftlichen Kostenwertes, Kontingentierung nach dem Bedarf, und das alles unter Kontrolle durch einen Reichsvolkswirtschaftsrat, dazu Zurückdrängung des «einseitigen wirtschaftlichen Individualismus» (Reste von seiner Beschäftigung mit K. Marx), bei gleichzeitiger Abwehr der «Allmacht des Staates» und «Dezentralisation der staatlichen Organe» bis zum «letzten disponierenden Beamten, wozu Syndikatororganisationen treten, welche «den einzelnen in die gute Bahn einer sozialen Entwicklung zu besseren Menschen zu geleiten bestrebt sind» (III, 358) und ihm «nahebleiben von der Wiege bis zur Bahre». Diese Lösungsvorschläge sind völlig verstaubt und angesichts der bekannten vergangenen oder vergehenden, faschistoiden «realexistierenden» Grossversuche einfach beklemmend.

Es bleibt eigentlich nur, die grundsätzliche Ausgangsbasis Ruhlands entschieden neu zu bedenken und zu gestalten: es gilt die «Gemeinschaftskultur» wiederzufinden, in welcher 1. der Grund und Boden in keinem Falle zur Ware und zum Spekulationsprodukt erniedrigt werden kann und daher weder verkäuflich, noch beleihbar und überschuldbar werden darf —, damit endlich Raum für eine gesunde mittelständliche Bauernbevölkerung geschaffen wird —, und 2. eine Geldwirtschaft eingerichtet wird, die jedes Abebben (Geldkrise und -hortung) der Geld-«flüssigkeit» unmöglich macht: Geld als *reines* Tauschmittel unter Indexverwaltung und Umlaufgarantie. Im Grunde sucht Gustav Ruhland also eine neue «wirtschaftliche Organisation» oder Gesellschaftsstruktur, «um (III, 332) trotz dieser im Grunde gemeinschaftlichen Struktur (Gemeinschaftskultur, hw) des Volkslebens die Lust und Liebe zur Arbeit in jedem Einzelnen tunlichst zu wecken und im Interesse eines energievollen Fortschritts auch wachzuhalten», dazu ist «eine proportionale (passend zureichende, hw) Ausbreitung der Geldwirtschaft ganz unentbehrlich: (denn) erst die ausgebildete Geldwirtschaft gestattet eine ungemein reichhaltige Differenzierung (Arbeitsteilung und Entfaltung, hw) selbständiger Berufe! «Dieses Bild ändert sich sehr wesentlich, sobald der gesunde(!) Egoismus (gemeint ist der «Eigennutz», hw) der Menschen in einer grösseren Zahl von Fällen in unersättliche *Raffgier* ausartet» — ausarten «kann» müsste es heissen (hw). «Der böse Spekulationsgeist, welcher nur darauf ausgeht, durch Vorverträge möglichst viel Arbeitsertrag anderer *ohne* Gegenleistung in private Kapitalgewinne zu verwandeln, bemächtigt sich nach und nach der Bevölkerung». Eben dies wird von Ruhland als das zentrale Übel unserer gesellschaftlich-wirtschaftlichen Handlungsweise, unseres Lebens erkannt und diagnostiziert: «Nicht hundert (III, 334) verschiedene Einzelkrankheiten» liegen vor, sie alle sind nur zu betrachten «als Symptome der *einen* Krankheit «Kapitalismus».

Wenn (Die Zeit v. 16.11.84) ein Helmut Horten — «Sein Meisterstück war 1954 der Erwerb der 19 Defaka-Kaufhäuser aus dem Besitz der in New York le-

benden jüdischen Familie Michael «zum Kaufpreis von 84 Millionen DM —» als Mann, der den Freiraum der liberalen Wirtschaftsordnung in nicht einmal zwei Jahrzehnten zum Aufbau eines Milliarden-Vermögens genutzt hatte», im Jahre 1968 in die Schweiz übersiedelte, so brachte er (nach Deutscher Anzeiger v. 16.11.84) 1,2 Milliarden DM mit in sein neues Wahlheimatland. Diese sind, wenn man der «Zeit» Glauben schenken will, in etwa 15 Jahren jetzt bereits zu 2,5 Milliarden geworden. Das nennt man: er hat sein Geld «arbeiten» lassen. Es hat offenbar erstaunlich gut gearbeitet: mehr als Dopplungswachstum in 15 Jahren. Hat «das Geld gearbeitet», so drückt das ja bereits aus, dass er selber alleine keinesfalls so arbeiten konnte, dazu brauchte er Hilfe: sein Geld. Aber nun hat doch in Wahrheit noch niemand Geldscheine oder -Stücke «arbeiten» sehen. Das müssen schon Menschen getan haben. Im Sinne von Gustav Ruhland beruht diese Vermehrung eines Milliardenvermögens auf vertragsgemäßem Gewinn aus «Mehrwert» oder «-Wucher». Natürlich «völlig legal», so wie es die Rechtsbücher und die staatlichen Gewährleistungen erlauben, die Wissenschaftler ohne Kopfschütteln zuerkennen.

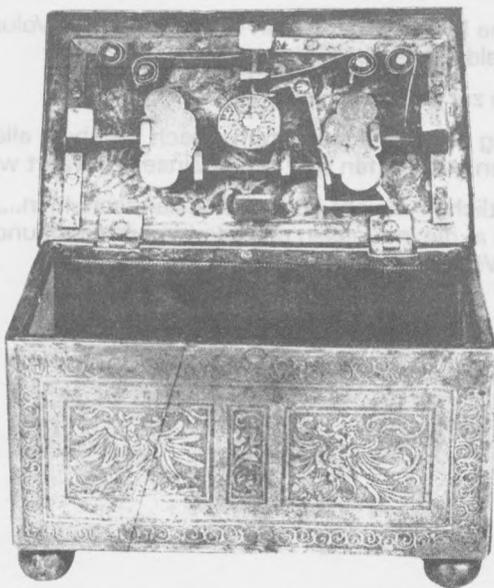
Aber, so fragt sich Ruhland, und ich denke, dass wir alle auch so fragen: ist das eigentlich *legitim*? Das heisst: entspricht das eigentlich einer gemeinvolklichen Gerechtigkeit? Ist das ein Zeichen gesellschaftlicher Gesundheit, wenn (Esslinger Zeitg. v. 1.9.83) in der Schweiz 1,3% der erfassten Steuerzahler (40'000 versteuerte Bürger) mit 48,5% fast gleich viel an Vermögen besitzen und versteuern, wie die restlichen 97%? Eine solche Dyskrasie oder *krankhafte* Entmischung ist in allen «kapitalistischen» Staaten ähnlich anzutreffen.

Die Diagnose Ruhlands, dass hier nicht ein natürliches Tüchtigsein am Werke ist, sondern echte Krankheitserscheinung vorliegt, ist augenscheinlich und dauert seit seinen Untersuchungen noch weiter an. Kein Wunder, dass Berufene und Unberufene ihre Hilfe anbieten. Es sind viel-«versprechende» darunter, aber wohl auch und möglicherweise Hoffnung erweckende. Da sie zum Teil von «blutigen Laien» — so diffamiert der «Interessent» diese gerne, hw — und unprofessoralen «Sozialdenkern» vorgebracht werden, gebe ich als Gewährsmann für eine neue Geld- und Sozialordnung hier nur *einen* Geld-«Fachmann» an, den ehemaligen Gouverneur der (Central-)Bank von England (1910—1919), Vincent c. Vickers, aus der bekannten Grossindustriellen Familie stammend, der nach seiner Zeit als Bankier und nach fünfzehnjährigen Studien — als Vermächtnis gleichsam — ein schmales Bändchen (herausgegeben nach seinem Tode durch seine Tochter Wilma Cawdor, verlegt bei R. Zitzmann, Lauf 1950) hinterliess, mit dem Titel «Economic Tribulation», der deutsche Titel: «Wirtschaft als Drangsal». Allerdings meine ich, dass dieser Titel zu wenig das ausdrückt, um was es Vickers geht. Auch er hat die Wirtschaft untersucht wie Ruhland, und er ist ebenso ein Diagnostiker gewesen, der sie als durch und durch krank diagnostizierte. So sollte sein 88 Seiten nur, umfassendes, gehaltssames nachgelassenes Werk eigentlich besser den Titel führen «Wirtschaft der Falschspielerei». Auch dieses inhaltsschwere, auf dem Sterbebett abgeschlossene Vermächtnis verschwand in kürzester Zeit von den Märkten und wird totgeschwiegen.

Gedanken über

«Die Richtung der künftigen Politik» (Auszug)

1. Staatliche Aufsicht über die Währung ... und Verwaltung des Geldwesens durch eine vom Staate geleitete und kontrollierte Organisation.
2. Stabilisierung des Grosshandelspreisindex, d.h. Festlegung einer gleichbleibenden binnenländischen Kaufkraft des Geldes.
3. Festigung des Wechselkurses durch einen Wechselausgleichsfond ...
4. Jede zusätzliche Geldschöpfung ... sollte als ein reines Guthaben des Staates ausgewiesen werden, sodass also Geld ins Dasein gegeben, nicht aber ins Dasein geliehen wird.
5. Die veränderliche Menge Gold ... darf nicht länger das Volumen des Kredites und der Geldzeichen bestimmen...
6. ... Massnahmen zur Beseitigung der Armut.
7. Die Abschaffung des Schuldensystems, nach welchem aller Kredit durch die Banken geschaffen und gegen Zinsen gewährt wird.
8. Unbedingt staatliche Aufsicht über alle Auslandschulden..., dass geschützt werden a) die Interessen des Inlandmarktes, b) und c) die Interessen fremder Völker.



*Kleine eiserne Schatztruhe
Ende 16. Jahrhundert
Originalgrösse 158×98×99 mm*

Literatur

- Bloch, Marc «Die Feudalgesellschaft», Berlin 1982
Charpentier, Louis «Macht und Geheimnis d. Templer», Olten-Freiburg, 1978
Duby, Georges «Krieger und Bauern» Syndikat, Frankfurt 1977
Duby, Georges «Die Zeit der Kathedralen», Frankfurt 1984
Eisler, Robert «Das Geld, seine geschichtliche Entwicklung und gesellschaftliche Bedeutung», München 1924
Fisher, Irving «Feste Währung», Heidelberg 1947
Franke, Herbert «Geld und Wirtschaft in China unter der Mongolenherrschaft», Leipzig 1949
Gaettens, Richard «Inflationen», München 1955
Gerloff, Wilhelm «Die Entstehung des Geldes und die Anfänge des Geldwesens» 3. A. Frankfurt 1947
Gervais, H. «Ein Arzt erlebt China», Leipzig 1935
Le Goff, Jacques «Die Zeit des Hochmittelalters» in Fischers Weltgeschichte, Frankfurt 1965
Haller, Joh. «Die Epochen der deutschen Geschichte»
Hering, Ernest «Der Deutsche Hanse», Leipzig 1942
Mahieu, Jacques de «Die Templer in Amerika», Tübingen 1979
Mandel Ernst «Marxistische Wirtschaftstheorie», Frankfurt 1968
Marco Polo «Von Venedig nach China», Erdmann Stuttgart
Quiring, Heinrich «Geschichte des Goldes», Stuttgart 1948
Schwarz, Fritz «Segen und Fluch des Geldes in der Geschichte der Völker», Bern 1932
Vickers, Vincent «Economic Tribulation» (Wirtschaft als Drangsal), Lauf 1947
Walker, Karl «Das Geld in der Geschichte», Lauf 1959